COV SH 2/88

Midnight Lady

DM 9,80
9,80 sfr · 80 öS

LUST UND LIEBE
SÜNDIGER SCHWESTERN

DOKTOR SPIELE OHNE TABUS

SILVIE RAUCH
& SYBILLE
RAUCH

ERTAPPT:
FILMSTAR BARBARA BOUCHET
UND ROSABLA NERI

WAS MÄNNER SONST NICHT SEHEN DÜRFEN

FRAUEN LIEBEN FRAUEN

I N H A L T

Midnight Lady

I M P R E S S U M

DIES IST EINE SONDERAUSGABE
DER CPZ GMBH/WIEN

Verleger und Herausgeber:
CITY POST
ZEITSCHRIFTEN VERLAGSGES. MBH.
SEITENBERGGASSE 39/7, A-1160 WIEN

Chefredakteur:
ULI PRAETOR
Verantwortlich für den Inhalt

Art-Director:
HEINZ H. SCHWAN

Mitarbeiter dieser Ausgabe:
ROLF JURKEIT, JON HARROLL, DANIEL MAYER, MICHEL MOREAU, BLUMEBILD, ERICH PAULMICHL, PHOTORAMA, ANGELO FRONTONI, MIKE GALLUS, PETER CLARK/KISSER JENSEN/GÜNTER BLUM/NORBERT GERSTENBERGER, ALLE MAYER-NORTEN-GROUP.

Assistenz:
OLAF DEININGER

Layout:
GRAFIK DESIGN TEAM
THEODOR-FONTANE-STRASSE 25,
7410 REUTLINGEN, TELEFON
0 71 21/3 85 79

Redaktion:
MEDIA PRODUCTION,
THEODOR-FONTANE-STRASSE 25,
7410 REUTLINGEN, TELEFON 0 71 21/37 07 71.

Vertrieb:
MZV MODERNER ZEITSCHRIFTEN VERTRIEB GMBH, BRESLAUER STRASSE 5, 8057 ECHING, TELEFON 0 89/3 19 00 60, TELEX 5 22 656.
Geschäftsführer: MICHAEL IMHOFF.

Satz:
BW FOTOSATZ,
BLUMENSTRASSE 6, 7430 METZINGEN,
TELEFON 0 71 23/2 12 13.

Lithos und Druck:
TUSCH-DRUCK,
HEIGERLEINSTRASSE 36-40, A-1160 WIEN,
TELEFON 00 43/2 22 46 26 41.

UNARTIGE SCHWESTERN....... 4
An einem schwülen Nachmittag.

PRISCA & EVELYN.... 10
Der Strand hat viele Höhepunkte.

DIE NOVIZIN......... 18
Erotische Kurzgeschichte

VOLLREIFE FRÜCHTCHEN....... 24
Lesbos heißt die Insel der Liebe.

HEIKE & HEIKE....... 30
Spiel mit mir!

DER ANDERE SEITENSPRUNG........... 36
Wenn der Kopf die Beziehung killt.

NANA & LOUISE..... 40
Zwei, die sich begreifen.

KÜSS MICH, SCHWESTER........ 44
Zwei ohne Tabus.

DR. COHN'S ENDGÜLTIGER ROHRSCHACHTEST... 52
Erotische Kurzgeschichte.

BARBARA BOUCHET & ROSABLA NERI...... 58
Ein Filmstar will es wissen.

SABINE & LIZ..... 62
Ganz auf scharf gestellt.

DAS TABU.......... 66
Erotische Kurzgeschichte.

NANCY & JANE..... 72
Bei diesem Sport ist alles erlaubt.

IM WESTEN WAS NEUES............. 78
High Noon in Wyoming.

SYBILLE & SILVIE RAUCH............ 84
Feuer frei für heiße Schwestern.

STELLA & SUE....... 88
Wenn Nymphen die Langeweile plagt.

KÜSS MICH, KILLER... 94
Erotische Kurzgeschichte.

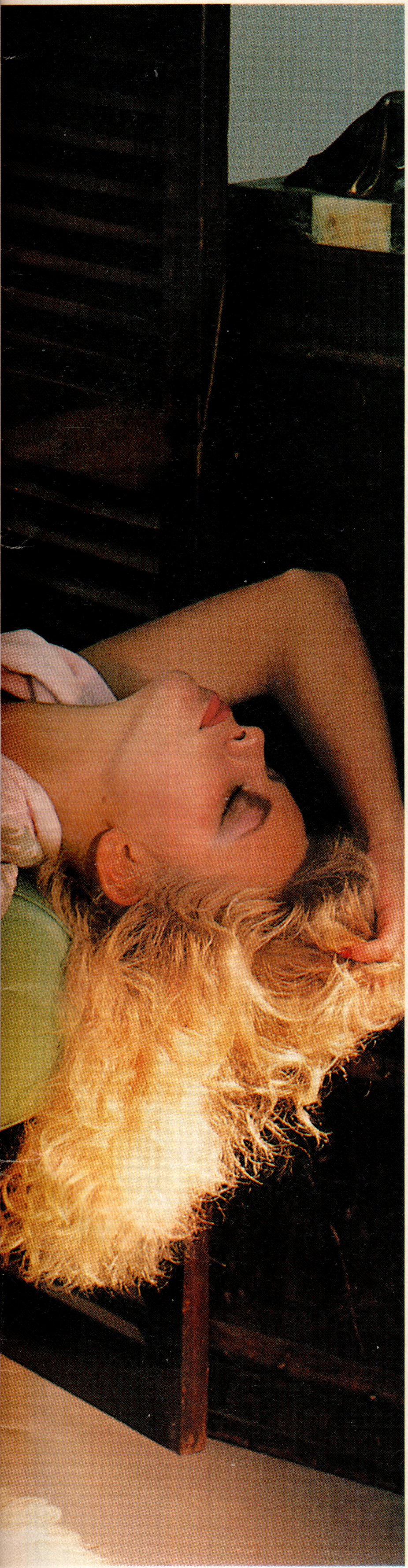
***Doppelnummer.* Zwei treiben sich auf den Gipfel der Lust. Seite 4.**

***Betschwester.* Im Studio läuft ein heißer Streifen. Seite 18.**

***Lolitas.* Reif für den erotischen Doppel-Toe-Loop. Seite 24.**

***Indian Summer.* Natur und was sonst so dazugehört. Seite 78.**

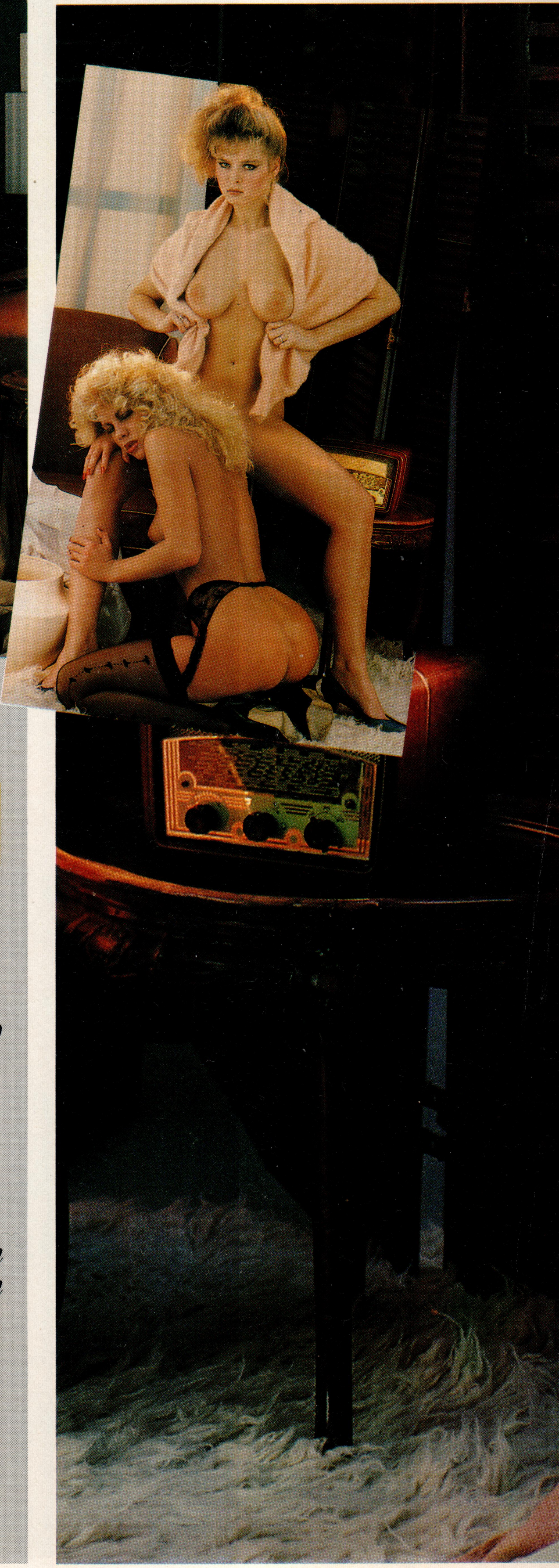
***Bleispritze.* Dem Killer ist selbst eine zuviel. Seite 94.**

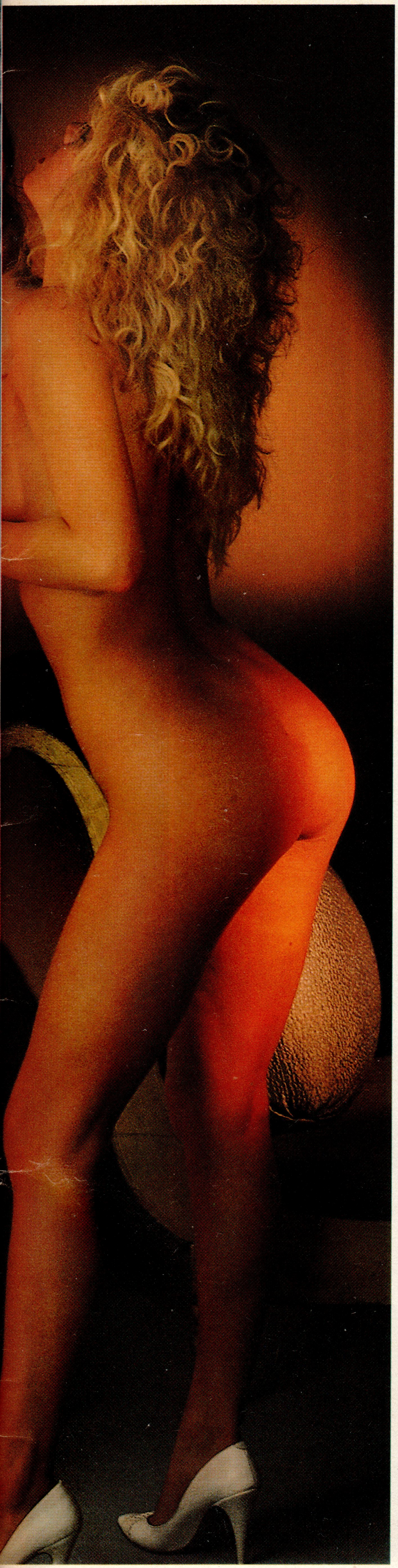


UNARTIGE SCHWESTERN

Komm an mein Herz, du Seele hart und böse, du Tiger, dem ich knie, du Untier ohne Rege, daß ich die Hand in deine Mähne lege und wühlend ihres Bebens Krämpfe löse.
Ich will nur schlafen! Schlafen und nicht leben! Und Küsse ohne sehrendes Bereuen auf deinen kupferbraunen Leib verstreuen. In meines Schlummers todesdunklem Weben.

Charles Baudelaire





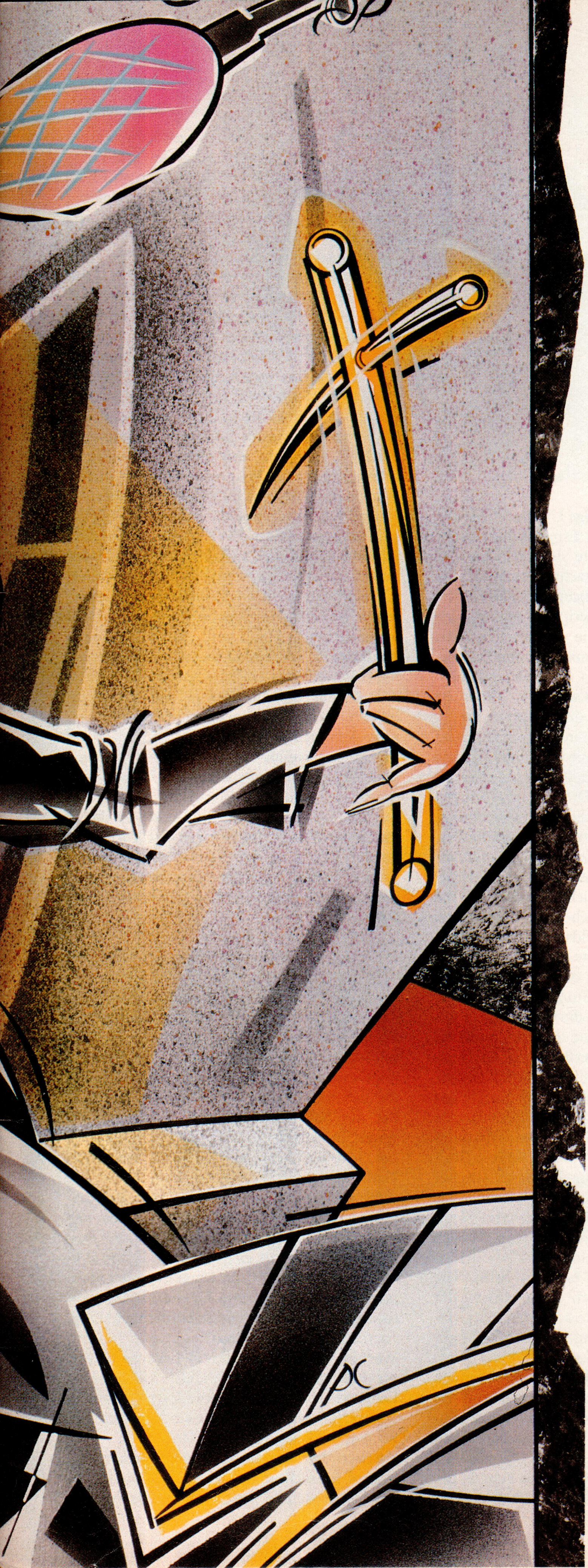
Trink ich, um meinen Ingrimm einzusargen, den lieben Schierling aus den holden Spitzen, die an der Brüste steilen Kuppen sitzen, die nimmer, nimmer noch ein Herz verbargen.

PRISCA

Im tiefen Erdbeertal,
im schwarzen Haar,
da schlief ich
manches Sommerjahr
bei dir und schlief
doch nie zuviel.
Komm her, ich weiß
ein schönes Spiel im
dunklen Tal, im
Muschelgrund...
Ich bin so wild nach
deinem Erdbeermund!

Francois Villon

& EVELYN



Bei jeder Filmproduktion gibt es das, ein Mädchen, das zum ersten Mal vor der Kamera steht und den Regisseur zur Verzweiflung bringt. Schon seltener ist die Darstellerin, die — wechselhaft und unerforschlich ist das Wesen des Weibes — dem Autor des Drehbuchs zum Beginn der Probeaufnahmen an die Gurgel springt. Deborah, die Hauptfigur unserer Geschichte, geht noch einen Schritt weiter, sie hebt mit links das Aufnahmeteam aus den Angeln, und das, obwohl es sich um einen Streifen handelt, nach dessen Beendigung die Geschichte des amerikanischen B-Films neu geschrieben werden muß.

DIE NOVIZIN

Eine erotische Kurzgeschichte von Rolf Jurkeit

Wie immer, so begannen die Dreharbeiten auch diesmal mit einem Streit zwischen Hank und Aaron, und wie immer war das Studio von »Goldsmith Films Hollywood« der Schauplatz. »Du meinst, ein Mädchen das noch nie vor der Kamera gestanden hat, ist die Richtige für die Rolle?« »Deborah ist die einzige, die bereit ist, Draculas Geliebte in der Verkleidung einer Nonne zu spielen.« »Muß die Hauptdarstellerin in deinem Film unbedingt als Nonne über die Leinwand geistern?« »Nur weil das auf den Plakaten so angekündigt ist. Weißt du, ich habe das Werbematerial für unseren neuen Streifen aus Dannys Pleitefirma *Roma kaputt* aufgekauft.« »Sag die Wahrheit! Du nimmst diese Anfängerin doch nur, weil sie nicht in der Gewerkschaft ist. Spart dir wieder einen Hunderter.« »Unsinn, Hank. Ich habe sie engagiert, weil sie die Unschuld in Person ist. Ideal

Illustration Peter Clark

für den Part der Novizin.« Aaron warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Du wirst das Mädchen ja gleich kennenlernen.« »Die Unschuld in Person, sagst du? Du hast also wieder einmal eine Schwachsinnige aufgetan, die ohne Gage spielt. Wie ich dich verabscheue, Aaron!« »Schreib mir bitte nicht vor, wieviel ich meinen Schauspielerinnen zahlen muß. Wo wir von Geld sprechen, Hank ... Ich muß gewisse Abstriche an deiner Gage machen. Ich bin in einem finanziellen Engpaß, und ich wollte dich fragen, ob ...«
»Die Antwort ist nein! Ich verzichte nicht auf mein Regisseurhonorar, und ich habe auch nicht vor, eine weitere Hypothek auf das Haus meiner Mutter aufzunehmen, um deine verdammten Nonnenfilme zu finanzieren.«
»Ich wußte nicht, daß du mich im Stich lassen würdest.« Aaron Goldsmith, Filmproduzent, klein und beleibt, der mit seinem Kranz grauer Brennscherenlöckchen wie eine Kreuzung aus Nero und Schweinchen Dick anmutete, gurgelte wie ein harpunierter Wal. »Alle lieben mich, wenn die Kassen klingeln, aber wenn ich blank bin, laßt ihr mich fallen wie eine heiße Kartoffel. Du machst keine Ausnahme, Hank! Als wir mit der *Französischen Gouvernante* den großen Hit landeten, hast du mir ewige Freundschaft geschworen, und jetzt läßt du mich hängen. Sagte ich *Französische Gouvernante*? Vielleicht waren es auch *Die Reitenden Toten*. Ich meine den Film, wo dem enthaupteten Mädchen das Blut aus der Kehle spritzt. Die Fontäne ist von den Verleihfirmen damals sehr gut aufgenommen worden. Diesmal könnten wir mit einer kleinen Kreissäge einen ähnlichen Effekt erzielen. Wir müssen nur ...«
»Hör auf, Aaron, mir dreht sich der Magen um, wenn ich nur dran denke.«
Hank Turner, blond, drahtig, mit einer Brille aus Greenwich Village, Regisseur des Films Die Novizin, hatte auf die Plastikwarze der Kaffeemaschine gedrückt, als sich die Tür des Studios öffnete. Ein schwarzhaariges Mädchen überquerte die Schwelle, und in der Blechbaracke ging die Sonne auf. Vor den abgebrühten Filmprofis stand ein Geschöpf, so rein und klar wie die Bauerntochter in Ingmar Bergmanns »Jungfrauenquelle«. Das Bild eines Mädchens, das abends sein Gebet sagte und sich vor Tau und Tag mit einer kalten Dusche gegen die böse Fleischeslust abhärtete. Mein Gott, dachte Hank. Aaron läßt Draculas Geliebte von einer Oberschülerin spielen! Eine Nonne in Kniestrümpfen, mit 102 Zentimeter Oberweite. Inzwischen zweifelte er ernsthaft am Verstand des Produzenten.

Das Mädchen war jung wie ein Frühlingsmorgen, schwarz wie die Sünde und schön wie die Nacht. Wie konnte Aaron den Part der Novizin mit Miß Young America besetzen? Das Stimmengewirr im Studio war verstummt. Die Beleuchter und Kameramänner, die Tonassistenten und Schwenker, die Maskenbildner und Mikromänner, der Tonmeister und die Regieassistenten, sie alle hatten nur noch Augen für die schwarzhaarige Unschuld, die seit wenigen Sekunden den Eingang blockierte. Das Mädchen kümmerte sich nicht um das Aufsehen, das sie verursachte. Hank sah, wie sie an dem Schild »Goldsmith Films« vorbeischwebte und auf das Scriptgirl zuging. »Ich bin Deborah.« »Und Sie wünschen?« »Mr. Goldsmith war so nett, mich für den Part der Novizin zu verpflichten.« »Wie alt sind Sie?« »Neunzehn.« »Gewerkschaft?« »Was ist das?« Kathleen Ókeefe, das Scriptgirl, mußte schlucken. Sie war weder im weiteren noch im engeren Sinne ein Girl, sie war Ende Fünfzig und hatte soviel Fältchen, daß sie jederzeit als Mutter des Grafen Dracula einspringen konnte. Sie kräuselte die sommersprossige Nase, wie sie es immer tat, wenn sie die Personalien einer jungen, hübschen, aber atemberaubend ahnungslosen Darstellerin aufnahm. Hank hörte gar nicht mehr hin, wie die beiden über die rechtlichen Verflechtungen einer Tätigkeit für »Goldsmith Films« sprachen. Wie gebannt starrte er auf den nikotinbraunen Strahl, der aus der Kaffeemaschine floß. Seit Deborah das Studio betreten hatte, war er wie gelähmt, und die Gedanken in seinem Kopf waren wie Fledermäuse, die in einem Grabgewölbe umherflatterten. Die Ausstrahlung des Mädchens war wirklich abendfüllend. Hank fuhr hoch, als der Kaffee auf die Theke spritzte. Er hatte vergessen, den Becher unter den Strahl zu halten. Wie unter einem magischen Zwang wanderte sein Blick zu dem langbeinigen, langhaarigen, langbewimperten Geschöpf, das sich vor der Kulisse des Dracula-Schlosses wie ein verirrter Weihnachtsengel ausnahm. Ein Mädchen, das sich im Sündenbabel von Hollywood die Milch der reinen Denkensart bewahrt hatte. Wie schön. Allerdings änderte das nichts an der Tatsache, daß Aaron bei der Besetzung wieder einmal eine sehr eigenwillige Wahl getroffen hatte. Für eine Untote sah das Mädchen ungemein lebendig aus. Ihre Lippen bebten in einem lautlosen Sturm, und die schönen, dunklen Augen strahlten wie glühende Kohlen, die ihre Wärme an den Schoß einer Hure abgegeben haben. Als sie sich über das Stehpult des Scriptgirls beugte, um den Vertrag zu unterschreiben, erwachten die Brüste in ihrer Bluse zu einem atemberaubenden Eigenleben. Irgendwie erinnerte Hank der Anblick ihrer Jugendfülle an Jojo, an Pool-Billard, an das Sternbild der Zwillinge und an die Sturmfluten vor Cape Cod, alles durcheinandergequirlt. Kein BH. Kein Unterrock. Keine Strümpfe. Kein Slip. Nur Rock und Bluse, Fleisch und Unschuld. Die Stirn war sanft gebräunt und wolkenlos, der Teint olivfarben wie eine Ranger-Uniform. Warum auch nicht? Die Novizin war ja eine Italienerin, die im sechzehnten Jahrhundert im Auftrag des venezianischen Dogen das Herzogtum Siebenbürgen ausspionierte. Jedenfalls stand es so in dem wahnwitzigen Drehbuch, das Aaron Goldsmith in einer unglückseligen Nacht von einem verkrachten Filmagenten beim Pokern gewonnen hatte. Warum das blutjunge Geschöpf sich dabei als Nonne verkleiden mußte, war in den Regieanweisungen erklärt. Die allerdings hatte der Autor in Ukrainisch verfaßt. Hollywood war und blieb ein Tollhaus, wo nur Verrückte eine Chance hatten. Ob diese Deborah auch schon von dem Bazillus infiziert war? Unwahrscheinlich. Hank fand, sie sah rein und kindlich aus, unerfahren und schutzbedürftig. Sanft gewellt das Haar, schwarz wie Ebenholz, so lang, daß die Spitzen ihren Ledergürtel berührten. Die Lippen waren wie die Avenida Atlantica in Rio de Janeiro, eine Doppelschneise weiblicher Anmut, benetzt von den Wogen schamerstickter Begehrlichkeit. Weich und braun das Fleisch der Schultern, fest und weiß der Hals, prall und von einer lockenden Furche durchzogen das Vorgebirge der Brüste – der Vampir würde seine Freude haben, und der Kameramann, der solche Dinge ganz von oben schoß, natürlich auch.

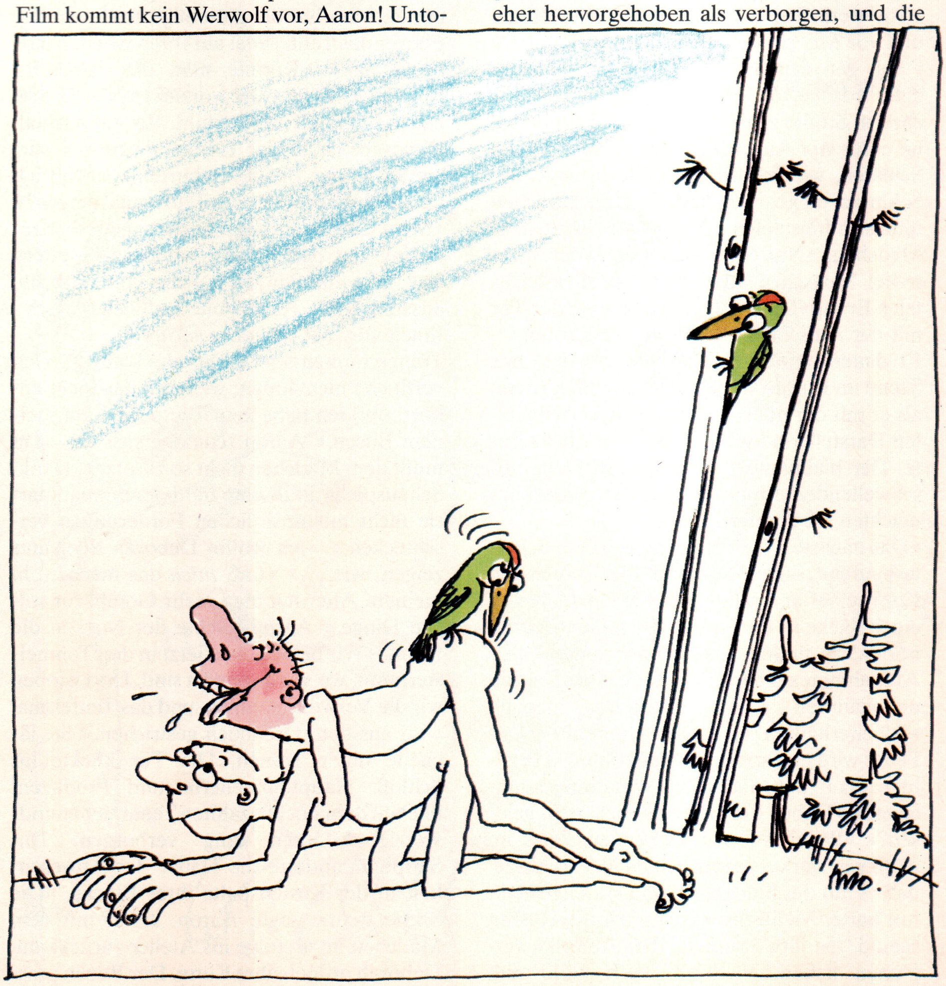
Es war heiß geworden in der blechgedeckten Halle, so heiß, daß Hank sich die Stirn abwischen mußte. Sein Blick glitt zu den Beinen des Mädchens. Schenkel wie sturmgepeitschte Nebelschwaden, Waden, die sich wie ein Schierlingsbecher nach unten verjüngten, Sehnen, die sich wie zuckende Nattern ans Fersenleder der Schuhe schmiegten. Das Schönste waren Deborahs Flanken. Das Muskelspiel der Schenkel unter dem dünnen Stoff ließ Hank an eine Fohlenherde denken, die im sommerlichen Wyoming über eine Koppel galoppierte. Ein Wippen der Knie, ein Vibrieren des Schoßes, ein Gruß aus der Po-Ebene. Hank hatte es geahnt, als Aaron ihn vor einer Woche anrief und verkündete: »Ich habe die Idealbesetzung für die Novizin gefunden!« Goldsmith und sein unseliger Hang zu versexten Kindfrauen...
Warum verdammt nochmal bestand dieser profitsüchtige Giftzwerg darauf, daß eine italienische Nonne in einem amerikanischen Vampirfilm einen Arsch wie ein französisches Straßenmädchen haben mußte?
Das Scriptgirl unterbrach Hank in seinen kritischen Betrachtungen. »Deborah, die Novizin«, sagte sie und trat zur Seite. Das Traum-

geschöpf so nahe vor sich zu sehen, traf Hank wie ein elektrischer Schlag. War es wirklich notwendig, daß in einem 3 B-Film eine Nonne mit BH-Größe 6 auftrat? Was würden die Frauenvereine dazu sagen, deren Mitglieder sich bei der morgendlichen Nabelschau mit Größe 3 oder 4 abzufinden hatten? Sein Entschluß stand fest, er würde keinen Billigfilm mehr drehen. Jedenfalls keinen, wo Aaron Goldsmith die Hauptdarstellerin aussuchte. Er würde ... »Soll ich Deborah jetzt zur Kostümbildnerin bringen?«, sagte das Scriptgirl in seine Gedanken hinein. Hank holte seinen Belichtungsmesser aus der Brusttasche. »Moment noch.« Er hielt dem Mädchen das Gerät an die Jochbögen. Dann winkte er den Chefkameramann herbei. »Mit Gelbfilter, Mike? Was meinst du?« Mike sah das Mädchen an wie eine Erscheinung aus dem Jenseits. »Gelbfilter?« »Scheiße nochmal, Mike! Das Mädchen spielt die Novizin, und ich will von dir wissen, ob wir ihren olivfarbenen Teint mit Gelbfilter aufhellen müssen.« Der Kameramann war wie in Trance. »Warum mit Filter?«, murmelte er. Sein Gesicht heftete sich auf Deborahs Schoß. Er mußte schlukken; es klang, als hätte sich ein Magnet an einer metallischen Unterlage festgesaugt. »Warum immer alles mit Filter?« Goldsmith war dazugekommen. »Geh jetzt, Mike«, sagte er gutmütig. »Wir machen das schon.« Er sah ihm nach, wie er den Kamerakran erkletterte. »Mike hat seine Krise«, brummte er, zu Hank gewandt. »Immer wenn Vollmond ist, kriegt er seine Krise. Wie ein Vampir.« Er warf einen Blick in die Runde und klatschte in die Hände. Seine Lippen lächelten, bevor er zu sprechen begann. »Wir sollten mit den Aufnahmen anfangen, bevor Mike sich in einen Werwolf verwandelt.«

dem schwarzen Umhang. Gerade ist die Sonne untergegangen. Ich überrasche dich, während du in der Schloßküche stehst und das Abendessen für deine fünf kleinen Brüder zubereitest.« »Fünf Brüder habe ich mir immer gewünscht.« Sie glitt vom Herd und ergriff den Pfannenstiel. Sie hatte ihm den Rükken zugedreht. Er spürte den Stoff ihrer Kutte an seiner Hose. Seine Errektion wuchs so schnell, daß es ihm den Atem nahm. »So, Hank?« »Genau so.« Er beugte sich vor und umfing ihre Brüste, schwere, weiche Kugeln, deren Schwere seine Arme niederdrückte. Schauder der Wonne durchrieselten Deborah. »Steht das so im Drehbuch?« »Du mußt jetzt nicht ans Drehbuch denken! Du mußt an die Zuschauer im Kino denken und an deine arme kleine Schwester, die vom Grafen Dracula in eine Kröte verhext worden ist, weil sie ihm nicht zu Willen war. Du haßt den Grafen, und deshalb wirst du ihn vergiften.« »Mit Rührei?« »Mit dem Blut, das er dir aussaugt! Aber zuerst mußt du den Bösewicht in Sicherheit lullen.« »Wie macht man das?« »Du zeigst ihm einfach, wie schön du bist.« Deborah hatte sich die Kutte bis zu den Schenkeln hochgeschoben. »So?« »Höher.« Sie ließ das Höschen blitzen. »Ich fürchte, das wird einem Lebemann wie dem Grafen Dracula nicht genügen«, sagte Hank. Sie ließ das Höschen zu Boden gleiten. »Ich könnte mir vorstellen, daß der Graf noch mehr bloßes Fleisch sehen will«, sagte Hank. Sie schob die Kutte bis zu den Brüsten. »So?« »Ich fürchte, er will dich so sehen.« Sie hielt ihre Scham bedeckt. »Ganz ausziehen?« »So steht's nun mal im Text.« Sie hatte das Drehbuch aus der Hand gelegt und streifte sich die Kutte über den Kopf. »Richtig?«

Sie stand vor ihm in paradiesischer Nacktheit, großgewachsen wie ein Modemädchen von der Fifth Avenue, mit der blütenfrischen Ausstrahlung einer Blumenverkäuferin, mit den ausladenden Hüften einer Flamencotänzerin, mit der lockenden Fülle einer säugenden Amme. »Nackt genug?« Hank tastete nach seinem Belichtungsmesser. »Jetzt fehlt nur noch der Schwenk auf die Brüste«, sagte er und schmiegte seine Männlichkeit an ihr glattes, warmes Fleisch. Er begann ihre Glocken zu liebkosen und spürte beglückt, wie sich ihre Knospen unter seinen Händen aufrichteten. »Du mußt das Hinterteil bewegen», sagte er. »Warum?« »Weil das einen Vampir zum Beißen reizt. Du willst ihn doch mit deinem Blut vergiften, hast du das vergessen?« »Entschuldige, Hank. Ist es so richtig?« Hank fuhr herum, wie von einer Tarantel gestochen. »Du hast mir versprochen, in diesem Film kommt kein Werwolf vor, Aaron! Unte in der Sauna, meinetwegen. Vögelnde Mumien in der Pyramide, des Müllers Töchterlein nackt am Galgen, alles was du willst, aber kein Werwolf, der den Mädchen die Gurgel durchbeißt. Du hast es mir versprochen, beim Tod deiner Mutter.« »Meine Mutter lebt.« »Das macht mich ja so mißtrauisch.« Aaron legte seinem jungen Regisseur den Arm um die Schulter. »Ich habe die Szene mit dem Werwolf eigenhändig aus dem Drehbuch rausgeschmissen, so wahr ich Aaron Goldsmith heiße.« »Ihr richtiger Name ist Samuel Dreyfus, Mr. Goldsmith«, mischte sich Kathleen ein. »Goldsmith ist nur der Firmenname. Sie wollten eine Bezeichnung, die was hermacht, erinnern Sie sich?« Goldsmith erinnerte sich, und Hank freute sich. Auf einmal fand er das Scriptgirl gar nicht mehr so übel.

Es sollte eine halbe Stunde dauern, bis Deborah von der Kostümbildnerin zurückkehrte. Eine schier unglaubliche Verwandlung war mit ihr vorgegangen. Ihr wohlgeformter Körper war in die Kutte einer Novizin gehüllt. Nur die hochhackigen Schuhe und die Fesseln lugten unter dem strengen Habitus hervor. Das Gesicht war bleichgeschminkt, das Haar war mit einem Stirnband zusammengefaßt und unter eine Kapuze gezwängt worden. Merkwürdigerweise wurde der Busen durch die Tracht eher hervorgehoben als verborgen, und die



Schenkel, an denen sich das Tuch der Kutte rieb, erinnerten Hank an die gespreizten Beine einer Amazone, die sich zum Kampf stellt. Er war fasziniert. »Ton ab!« »Ton läuft.« »Kamera ab!« »Kamera läuft.« Der Klappenmann ließ die Synchronklappe niedersausen. »Die Novizin die erste!« Schon nach fünf Sekunden winkte Hank ab. Deborah bedachte ihn mit dem fragenden Blick eines Kindes. »Hab ich was falschgemacht?« »Sie sind Draculas Geliebte.« »Und?« »Sie sehen aber nicht aus wie Draculas Geliebte! Sie stehen vor der Kamera wie Heidi bei der Wiedervereinigung mit ihrem Öhi.« »Wie soll ich denn dastehen?« »Wie eine Novizin, die unter ihrer Kutte nichts, aber rein gar nichts anhat.« »Ich habe doch auch nichts an.« Mein Gott war das Mädchen naiv! Eine Anfängerin, wie sie im Buche stand, der Alptraum jedes Regisseurs. Ächzend erhob sich Hank von seinem Regisseurstuhl. »Ich werds Ihnen vormachen, Deborah. Sie haben gerade Ihren Sarkophag verlassen und gehen mit ausgebreiteten Armen auf Dr. van Helsing zu. Sehen Sie, so! Ihr Blick ist starr, und um Ihre Lippen spielt ein wissendes Lächeln. Sie wollen den aus Holland angereisten Mediziner in Ihr Bett locken und ihm Ihre Beißerchen in den Hals schlagen. Sie gehen also auf die Kamera zu, aus der Hüfte heraus ...«

Deborah brach in Tränen aus. »Das kann ich nicht.« »Warum nicht?« »Ich schäme mich.« »Vor wem denn?« »Vor Ihnen. Vor Ihnen und vor Mr. Goldsmith.«

Hank gab dem Chefkameramann ein Zeichen. »Mike, du bringst unser Schneewittchen in Studio zwei, dort kurbelt ihr die Szene unter vier Augen.« Er tastete nach seinen Schläfen, wo sich ein singender, klingender Schmerz eingenistet hatte. »Das Mädchen muß sich freispielen.« Er wandte sich zu dem Mädchen. »Nur Mut, Deborah. Wenn nicht soviel Menschen zuschauen, ist alles leichter.« Er sah den beiden nach, wie sie der Tür mit der Aufschrift »Studio II« zustrebten.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis die erste Szene im Kasten war. Mike war außer Atem, als er mit der hübschen, anmutig verschwitzten Darstellerin ins Hauptstudio zurückkehrte. Der blaßblaue Lippenstift auf Deborahs schwellenden Lippen war verschmiert, das machten die Jupiterlampen.

»Das nächste wäre die Szene mit dem Scheiterhaufen«, sagte Aaron fröhlich. Er hielt den Kopf schief und schob sich die Davidoff von einer Backe in die andere. Er schien es ganz normal zu finden, daß das achtzehnköpfige Aufnahmeteam nach der Pfeife eines weithin unbekannten Filmsternchens tanzte. »Scheiterhaufen?«, fragte Deborah. »Das Feuer wird erst später drüber kopiert«, beruhigte Hank das Mädchen. »Was muß ich machen?« »Haben Sie das Drehbuch nicht gelesen?« »Welches Drehbuch?« Der Druck im Kopf war stärker geworden. Hank vermutete, daß es mit der Smoglage von Los Angeles zu tun hatte. Vielleicht waren auch die Russen schuld, die ihre Sputniks über Amerika verglühen ließen. Vielleicht auch Goldsmith Mutter, die in ihrem Altenheim eine Räucherkerze nach der anderen abfackelte. Warum war sie nicht tot, tot, tot wie andere anständige Menschen, wenn sie die Neunzig überschritten? Hank öffnete seine Kladde. Er zwang sich zu einem Lächeln. »Feuer ist das Symbol der Reinigung, Deborah, und die Szene auf dem Scheiterhaufen ist eine Rückblende in Ihr erstes Leben.« »Ich habe schon einmal gelebt?« »Schon viele Male, aber dies Mal sind Sie als Dienerin des Satans überführt worden.« Sie bekreuzigte sich. »Oh mein Gott. Ich bin eine Dienerin des Satans. Wird man da schwanger?« Hank drückte sich die Nägel in die Handfläche. »Das Ganze ist ein Film, Deborah. Die Handlung ist fiktiv.« »Mr. Goldsmith hat mir nicht gesagt, daß ich mich ausziehen muß.« »Das Wort fiktiv bedeutet nichts Unanständiges. Es besagt nur, daß die Handlung frei erfunden ist. Und was das Ausziehen betrifft, Sie brauchen sich nicht auszuziehen, weil Sie schon in der ersten Einstellung nackt sind.« »Wenn ich schon nackt bin, warum muß ich dann noch auf den Scheiterhaufen? Warum werde ich nicht geteert und gefedert?«

Hank hatte sich von der dritten Regieassistentin ein Glas Wasser geben lassen. Er warf zwei Aspirin ein, zerbiß die Tabletten und verzog das Gesicht, als die bittere Substanz seine Speiseröhre hinunterkroch. »Die Frauen des Dorfes haben Sie gesteinigt, Deborah. Man hat Sie gesteinigt, nachdem der Pfarrer das Teufelsmal auf Ihren Brüsten entdeckt hat.« »Könnte man die Szene im Beichtstuhl irgendwie vorziehen?« »Es gibt keine Szene im Beichtstuhl. Ihr Teufelsmal, Deborah, ist in der Gemeindechronik vermerkt, in der Spalte Geburten.« »Muß ich dem Kameramann mein Teufelsmal zeigen?« »Mein Gott, nein! Sie brauchen in dieser Szene nur auf den Scheiterhaufen zu klettern und Verwünschungen auf die Folterknechte auszustoßen.« Hank holte Luft. »Ich mach's Ihnen vor. *Ich verfluche euch*!«

Tränen rannen über Deborahs Wangen. »Ich verfluche niemanden, weil sich das nicht gehört, und ich habe kein Teufelsmal auf meinem Busen.« Aaron schaltete sich ein. »Du mußt dem Mädchen nicht so zusetzen, Hank. Schauspieler muß man motivieren, man darf sie nicht mit unsittlichen Forderungen verschrecken.« »Ich wollte Deborah doch nur zeigen, wie ...« »Laß *mich* das machen, in meinem Alter hat man mehr Gefühl für solche Dinge.« Aaron reichte der Novizin die Hand. »Wir beide gehen jetzt in den Tonmeisterraum, wo wir ungestört sind. Dort proben wir die Verwünschungen, und das Teufelsmal wird aus dem Drehbuch gestrichen.« Sie lächelte unter Tränen. Die Tür klickte ins Schloß. Hauptdarstellerin und Produzent blieben dem hochbezahlten Team siebenundvierzig Minuten lang verborgen. Das Scriptgirl notierte die Dauer der Abwesenheit in der Kostenspalte ihres Blocks. »Die Szene steht«, sagte Aaron, als er mit dem Mädchen im Gefolge ins Atelier zurückkam. Deborah ordnete ihre Kutte. Der Regen prasselte auf das Blechdach, aber irgendwie brachte der Guß keine Abkühlung, dafür lag Hollywood zu nahe an Mexiko. Die Aspirin, die Hank nachwarf, verpufften ohne Wirkung. Ob das Scriptgirl ihm aus Versehen Aarons Mittel gegen Sodbrennen gegeben hatte? Hank verspürte aufkommende Übelkeit, gefolgt von einem seltsamen Ziehen in der Leistengegend. Ob der Beleuchter versehentlich auf die Taste mit dem Kohlensäurenebel gedrückt hatte? Er sah das Studio im milchigen Licht. Die Novizin schien von Minute zu Minute schöner zu werden. Ein Glücksfall von einem Mädchen. Wie gewissenlos von dem Produzenten, so ein unschuldiges Ding an den Moloch Film zu verfüttern. »Szene Nummer drei«, hörte er das Scriptgirl sagen. »Die Novizin gibt dem Grafen Dracula von der verzauberten Tortilla zu essen. Halbtotal auf die Bratpfanne, wo zwei Spiegeleier schwimmen. Die Novizin steckt ihre Finger in die Eidotter. Schwenk auf ihre Stirn. Nah auf ihre leeren Augenhöhlen. Überblenden zu den Brüsten. Busenfurche, Nahaufnahme. Die Novizin geht aus dem Bild. Das Flattern der Vampirflügel übertönt das Prasseln der Eier in der Pfanne.«

Deborah stand da und keuchte. Zur weißen Schminke hatten sich Rougeflecken gesellt, auf jeder Wange einer. »Ich *mag* keine Eier! In meinem Vertrag steht nichts davon, daß ich Eier essen muß!« Hank war nahe daran, die Aufnahmen abzubrechen. Aber er beherrschte sich. »Meine liebe Deborah, Sie brauchen die Eier nicht zu essen, Sie brauchen nur mit den Fingern im Eigelb herumzurühren. Eine magische Handlung, wie Nasenbohren.« »Das ist ja ekelhaft.« Sie hatte ja so recht. Natürlich war es ekelhaft. Der Teufel mochte wissen, warum sich der ukrainische Autor das mit den zwei Eiern ausgedacht hatte. Hank verfluchte den Hungerleider in seiner Dichterstube. Er verfluchte die große und kriegliebende Sowjetunion, die ihre Bürger zur Auswanderung nach Amerika zwang. Er verfluchte den Tag, wo er Aaron Goldsmith kennengelernt hatte. Die Stimmung im stickigen, feuchtheißen Studio war gespannt. Der Beleuchter sah den Kameramann an. Der Kameramann sah den Produzenten an. Der Produzent sah den Regisseur an. Der Regisseur sah Deborah, die Novizin, an.

Es gibt Momente im Leben, wo man etwas sagen muß. »Gehen wir in die Kantine, Deborah«, sagte Hank. »Ich habe aber keinen Hunger«, widersprach die Novizin. »Sie kriegen ja auch nichts zu essen. Ich will Ihnen nur zeigen, wie unberechtigt Ihre Angst vor der Eierszene ist. Wir nehmen rohe Eier. Kalte Eier. Der Herd ist kalt. Wir nehmen sogar eine kalte Pfanne. Sie können sich wirklich nicht die Finger verbrennen.« Sie folgte ihm, nachdem die Maskenbildnerin ihr mit dem Grabtuch des Grafen Dracula die Tränen abgetrocknet hatte. Die Kantine war menschenleer. Sie gingen durch die Küche. Auch hier kein Mensch. Deborah nahm auf dem Herd

Platz und ließ die langen Beine baumeln. Das Stirntuch war verrutscht und gab ihre wunderschöne Mähne frei. Hank nahm das nur noch wie durch einen Schleier wahr, weil der Schmerz in den Lenden seine Gedanken beherrschte. Er warf einen Blick auf die Wanduhr, die auf zehn zurückte, dann schlug er zwei Eier in die Pfanne. Er schob Deborah die Pfanne hin. »Bitte die Eier verrühren!« Sie begann mit den Fingern in der Pfanne zu rühren, mit abgewandtem Kopf. Als er sich zu ihr beugte, schimmerten Tränen in ihren Augen. »Meine Mutter hat gesagt, man darf nicht mit Essen spielen.« Er nahm ihr die Pfanne aus der Hand. »Ich hasse Hollywood«, sagte er. »Ich hasse dieses Studio. Ich hasse den Kameramann. Ich hasse den Produzenten. Diese Menschen wollen Sie alle nur ausbeuten, Deborah. Man will Ihre Unschuld vermarkten. Versprechen Sie mir, Deborah, daß Sie bei den Aufnahmen nur noch auf meine Anweisungen hören, und daß Sie mit mir nach Hause kommen, wo ich Ihnen meinen Schlüsselroman über Hollywood und das Filmgeschäft in den Block diktieren werde. Es ist wichtig, daß Ihnen jemand die Augen öffnet, damit Sie in dieser schlimmen Stadt nicht Schaden nehmen.« »Sie sind so gut zu mir, Mr. Turner.« »Sag doch Hank zu mir.« »Du bist so ein guter Mensch, Hank.« Er war gerührt. Irgendwie sagte das Mädchen alles so, daß man ihr glauben mußte. Er beschloß, sie aufzumuntern. »Die Szene ist im Grunde sehr einfach zu spielen, Deborah. Ich verstehe gar nicht, warum Mike und Mr. Goldsmith wegen Kleinigkeiten auf dir 'rumhacken.« »Ich auch nicht.« Er hob die Arme. »Stell dir vor, ich bin der Graf Dracula mit Er genoß die reibende Bewegung ihrer Hüften. »Ein bißchen schneller, Deborah.« »So?« »Bestens.« »Gar nicht so einfach. Irgendwie haben wir das auf der Schauspielerschule gar nicht durchgenommen.« »Schule und Leben«, sagte Hank, »sind zwei grundverschiedene Dinge.« Er ließ seine Hände zu den Halbkugeln ihres Hinterns gleiten. »Mir fällt da was ein.« Deborah schien ihm nicht zuzuhören. Sie stand in der Kantine, die Hände auf den Herd gestützt, nackt und schlank und groß und schön. Sie war die Unschuld, von der Hank immer geträumt hatte. Sie hatte zu keuchen begonnen, und die Drehbewegung des Beckens ließ ihre Schenkel erzittern. »Nicht so feste, Hank!« Sie drehte sich zu ihm. »Hast du was gesagt?« »Ich hatte gesagt, mir ist was eingefallen. Die Szene, wo er sie zur Frau nimmt, spielt in der Schloßküche.« »Und?« »Wir können das proben, wo du schon vor dem Herd stehst.« »Ich denke, ich soll ihn erst mit meinem Blut vergiften.« »Du hast ihn schon vergiftet. Jetzt wirst du seine Frau.« »Was muß ich tun?« »Du müßtest dich vor allen Dingen etwas weiter vorbeugen.« Er konnte hören, wie ihre Brüste auf die Herdplatte plumpsten. Er sah, wie sie nach dem Pfannenstiel tastete. »Kalt wie Eis.« »Der Pfannenstiel?« »Ich meine die Herdplatte. Ist unheimlich kalt an den Brustwarzen.« »Wir proben die Vampirhochzeit, vergiß den Herd.« Deborah öffnete ihren Schoß. Er hielt ihre schönen, vollen Brüste umfaßt, und dann konnte er sich nicht länger beherrschen, er stieß mit aller Kraft zu und fühlte, wie das regenfeuchte Tal ihres Schoßes sich für ihn weitete. Er war auf dem Anstieg zum ersten Gipfel, als Deborah den Atem anhielt. »Das stört, Hank.« »Was denn?« Deborah hatte die Pfanne ergriffen. Sie beugte sich vor und schob die Pfanne in die Bratenröhre. Sie brauchte sehr lange, weil sie die Maße des Herdes unterschätzt hatte. »Mein Gott, geht das tief, Hank.« »Kücheneinrichtung aus der Steinzeit, typisch Goldsmith. Er würde sich eher die Hand abhacken, als einen neuen Herd für die Kantine zu kaufen.« »Proben wir weiter?« »Gern.« »Stehe ich richtig, Hank?« »Du stehst ganz phantastisch.« Sie stöhnte auf, als seine Stöße kräftiger wurden. »Ich mag es, daß du mir soviel Zeit zuwendest, Hank. Ich bin eine blutige Anfängerin im Filmbusiness, aber du umsorgst mich, als wäre ich ein gefeierter Star. Ob ich die Pfanne tief genug in die Röhre geschoben habe?« Er küßte sie in den Nacken. »Du stehst vor dem Herd, als hättest du dein ganzes Leben nichts anderes gemacht.« »Gib's mir« Er ließ sie die Stärke seiner Liebe spüren. »Autsch«, sagte Deborah. Er hielt inne. »Warum hörst du auf?« »Du hast *autsch* gesagt.« Sie schlug das Drehbuch auf. »Hier steht, der Graf Dracula kümmert sich nicht um die Klagerufe der Novizin. Er ist ein Geistwesen, das zum Haß auf alles Schöne verurteilt ist. Also bitte!« »Bitte was?« »Gib's mir, Hank! Liebe mich. Kümmere dich nicht darum, wenn ich um Hilfe schreie. Wir sind bei der Stimmprobe, verstehst du?« Hank verstand. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und schob die Pfanne so tief in die Röhre, daß das Gerät voller Wucht ans Blech prallte. Es war ein Gefühl unendlicher Süße, den Leib der Novizin zwischen seinen Schenkeln zu spüren, an die Rundung ihres Gesäßes zu stoßen, die Fülle ihres Busens mit dem Korb seiner Finger zu umspannen, den Duft ihres Haares zu atmen und zu wissen, daß er das alles nur tat, um den Erfolg eines Streifens zu sichern, nach dessen Fertigstellung die Geschichte des amerikanischen B-Films neu geschrieben werden mußte. Hank kam, als die Küchenuhr auf elf rückte, und Deborah schrie ihre Erfüllung in das Bratenrohr, das wie ein Schalldämpfer wirkte. Seine Liebe füllte ihren Schoß, der Trichter quoll über, und die Küsse, mit denen sie ihm seine Liebe dankte, waren so sanft, so zart, so jungfräulich, daß er insgeheim den Grafen Dracula beneidete, der es laut Drehbuch sieben Mal täglich mit der Novizin treiben durfte.

»Sie ist eine Anfängerin«, sagte er, als er mit Deborah zu Aaron Goldsmith und dem Team zurückkehrte. »Aber begabt.« Die Novizin knickste, als sie das Lob vernahm. Ein hauchdünner Schweißfilm stand auf ihrer Stirn. So ist das, wenn man unter einem Blechdach probt, dachte sie. Aber sie war nicht in der Gewerkschaft, und so kam sie gar nicht auf die Idee, sich über das Treibhausklima in Aarons verdammtem Schuppen zu beschweren. Hank sah, wie sie zum Scriptgirl ging. »Darf ich mich jetzt abschminken?«

Lesbos, du Insel der heißen und schmachtenden Nächte, Schuld ihr, daß vor ihren Spiegeln — unfruchtbare Lust! — Mädchen, verliebt in des eigenen Leibs junge Prächte, schwellende Früchte

VOLLREIFE *Früchtchen*

umkosen an reifender Brust; Lesbos, du Insel der heißen und schmachtenden Nächte.

Fotos: Jon Harroll

Heike & Heike

Was haben die beiden mit einem der klassischen Weltwunder gemeinsam? Ganz einfach: Sie sind spitz wie die Pyramiden Ägyptens und darüberhinaus so einfallsreich wie die

Kinder. Da wird jedesmal ein neues Spiel erfunden, werden immer neue Höhepunkte entdeckt. Einsteigen dürfen nur Gipfelstürmer mit Spielerfahrung.
Fotos: Jon Harroll

Illustration: Norbert Gerstenberger

Killer-Kommando Kopf: Viel riskanter als jede Bett-Geschichte

DER ANDERE SEITENSPRUNG

Wenn zwei Menschen sich anziehen, ohne sich auszuziehen, herrscht eine innere Seelenverwandtschaft zwischen ihnen. Die eine harmonische Partnerschaft durchaus zerstören kann – wenn der Dritte nur die alte Sexualmoral im Kopf hat. UTE BORGHES schwärmt von einer neuen Sinnlichkeit. Und plädiert für den anderen Seitensprung.

Anna und Philipp haben eine Affaire. Wie man das eben so nennt, wenn ein verheirateter Mann mit einer anderen Frau schläft. Seit etwa zwei Monaten treffen sie sich in unregelmäßigen Abständen – immer dann, wenn Philipp offiziell auf Geschäftsreise ist. Seine Frau Sarah weiß von dem Verhältnis. Und trägt es mit Fassung. Bisher kehrte er von seinen sexuellen Eskapaden immer wieder zu ihr zurück. Besser, er schläft mit einer anderen und denkt dabei an mich, als umgekehrt, lautet ihre Einstellung. Trotzdem wäre sie nicht traurig, wenn die Sache bald ausgestanden ist.

Oliver ahnt nichts davon, daß seine Freundin Julia auch in einem anderen Bett zu Hause ist. Zumindest zeitweise. Und Julia ist klug genug, ihm nichts davon zu erzählen. Er würde schlicht ausrasten. »Einen Nebenbuhler würde ich glatt erschießen«, hatte er mal von sich gegeben, als sie über das unvermeidliche Thema Seitensprung sprachen. »Wenn man in einer festen Partnerschaft ausgemacht hat, daß man zusammengehört, setze ich absolute Treue voraus.« Punkt. Deutlich genug für Julia. Zwar paßt ihr die emotionale Zwangsjakke nicht, doch aufgeben will sie Oliver auch nicht. Da sind andere Gemeinsamkeiten in ihrer Beziehung, die sie sehr schätzt. Und auf die sie nicht verzichten möchte. Noch nicht. Doch durch einen Liebhaber-Mord muß sie ihn nun auch nicht unbedingt loswerden.

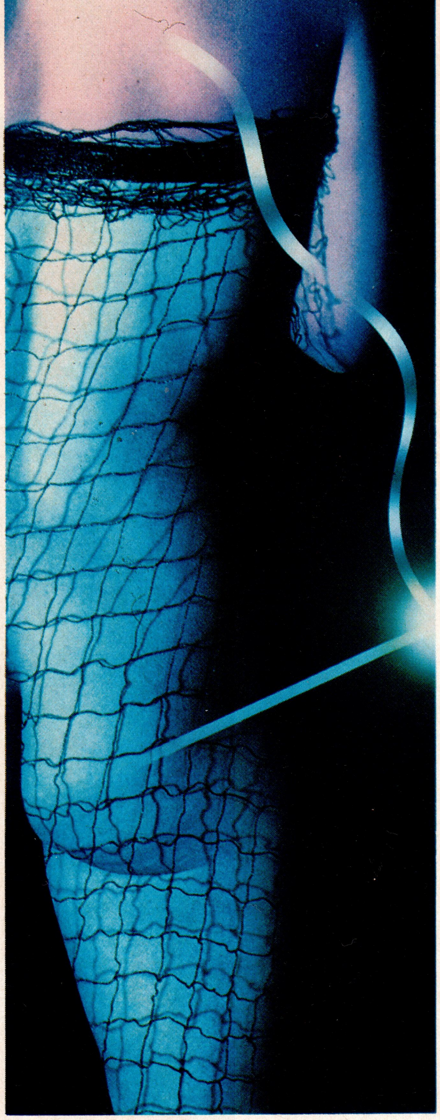
Caroline ist seit drei Jahren mit Christian verheiratet. Sie gelten als sogenanntes Traumpaar, werden offen um ihre harmonische Beziehung beneidet. Dazu trägt sicher auch Florian seinen Teil bei. Er ist Carolines Busenfreund – von ihrem Busen jedoch meilenweit entfernt. Denn im Bett spielt sich zwischen den beiden nichts ab. Eine rein platonische Freundschaft, von der Christian allerdings nichts weiß. Seine Vorstellung von Harmonie basiert auf der Annahme, alles gemeinsam zu tun, gleiche Interessen zu haben und gleiche Freunde. Deshalb hat er Caroline auch sehr bald zu verstehen gegeben, daß sie ihre Vorliebe für Literatur gemeinsamen Interessen zuliebe einschränken möge. Es gäbe nun wirklich Angenehmeres, als sich stundenlang über das Lebenswerk Somerset Maughams auseinanderzusetzen. Um seines Seelenfriedens willen ließ Caroline widerwillig den Literatur-Trip etwas verkümmern – bis sie Florian traf, seines Zeichens Dichter und Denker. Er füllt nun ihre Seelen-Lücke, und alles ist in bester Ordnung. Daß Christian dies Florian zu verdanken hat, muß er nicht wissen. Denn seine Prinzipien lauten: »Ein kleiner Seitensprung wäre zu verkraften. Aber seelisch-geistiger Betrug bedeutet Trennung. Basta.« Also findet der platonische Seitensprung unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt.

Drei gängige Begegnungen, wie sie Tag für Tag überall passieren. Drei ganz unterschiedliche Beziehungen – und doch haben sie eins gemeinsam: von Liebe keine Spur. Und: Plato ist der gefährlichste Nebenbuhler.

Liebe ist ein Kind der Freiheit. Lieben heißt loslassen können. Den anderen fördern und

befreien. Die meisten Beziehungen zwischen Menschen – so auch unsere Beispiele – sind jedoch von der Angst besetzt, der Partner könne sich weiterentwickeln und einem dabei aus den Fingern gleiten. Jede Veränderung scheint gefährlich. Und so wird der vermeintlich geliebte Mensch mit allen Mitteln festgehalten, damit er nicht verlorengehen kann. Mit Liebe hat das nichts zu tun. Liebe bedeutet einerseits, die Nähe des anderen zuzulassen; andererseits aber auch, Distanz auszuhalten.

Sarah hat das schon ziemlich kapiert. Sie toleriert die sexuellen Freiheiten, die sich ihr Mann nimmt. Weil sie weiß, daß diese Abenteuer nicht direkt mit der Beziehung zwischen Philipp und ihr zu tun haben, über das Körperliche bislang nie hinaus gingen. Sie ist selbstbewußt genug, seine gelegentliche Hinwendung zu einer anderen Frau nicht als Abkehr von ihr zu sehen. Im Gegenteil: Philipps Affairen bewirken eher eine Festigung der ehelichen Beziehung. Sie hat das Gefühl, daß er sie mit anderen Augen sieht, sie mehr liebt. Und er hat ein Ventil für überschüssige Energien. Für beide alles andere als ein Grund zur Traurigkeit. Das einzige Problem sind die anderen: Sarah hat Angst, daß ihre persönliche Umgebung die Toleranz nicht versteht. Daß die Leute über sie reden. Und sich lustig machen. Oliver hingegen hat überhaupt nichts kapiert. Er beharrt auf einem Besitzanspruch. Doch in der Liebe gibt es keine Rechte, schon gar nicht das Recht auf Besitz. Er erstickt Julia förmlich mit seiner Eifersucht, nimmt ihr die Luft zum Atmen. Bei ihrem Liebhaber dagegen erlebt sie individuelle Freiheit, weil weniger Erwartungen an sie gestellt werden. Hier bekommt sie, was ihr in der Beziehung zu Oliver völlig abgeht: Freiraum für ihre Bedürfnisse. Das Leben ist nicht statisch, und den Drang nach Abwechslung kann man nicht auf Dauer ignorieren. Schon gar nicht mit einer Morddrohung. Damit unterstreicht Oliver nur seine sinnentleerte Vorstellung von Treue. Sie besteht nur als Form, als Vorschrift – ich oder keiner. Alle anderen Kontakte empfindet er als direkte Gefährdung seiner Beziehung zu Julia. Wäre eine Treue zwischen beiden wirklich gewachsen, als Ergebnis einer Partnerschaft, in der beide immer wieder versuchen, sich aufeinander einzustellen, sich zu arrangieren, den anderen als Individuum in seiner Selbständigkeit zu akzeptieren – die Verlustangst würde Oliver nie und nimmer zum Revolver greifen lassen. Eifersucht – der ganz normale Wahnsinn.
Eifersucht macht auf Dauer einsam. Und ist ein sicherer Liebestöter – wie Egoismus auch. Davon hat Christian jede Menge. Er schränkt Caroline in ihren Interessen ein, um seine Vorstellung von Harmonie durchzusetzen. Doch das, was ihr genommen werden soll, holt sie sich an anderer Stelle: in ihrer platonischen Freundschaft zu Florian. Die nicht nur Platz für Literatur bietet, sondern für alle Anliegen, für die ihr Mann kein Ohr



hat. Und eben die Tatsache, daß beide eine rein geistig-seelische Zuneigung füreinander empfinden, macht die Sache für Christian so gefährlich. Denn die Freundschaft ist eine bessere Ehe. Der im Grunde nur die Sexualität abgeht – doch die kann nie eine Klammer zwischen zwei Menschen sein. In einer Freundschaft zählen andere Werte: Loyalität, Vertrauen, emotionale Befriedigung, Anerkennung und Wertschätzung der Identität des anderen, Gleichberechtigung, Ergänzung und Gegenseitigkeit. Das klingt wie die goldene Regel für eine gut funktionierende Ehe. Aber es ist mehr: Gewachsene Freundschaft ist nicht so gefährdet wie die Liebe. Freundschaft hat durch die fehlende körperliche Intimität eine breitere Basis als Liebe. Sie hält, selbst wenn sich in allen anderen Bereichen des Lebens ständig alles wandelt. Für Freundschaft ist Ehe kein Ersatz. Und das kann Christian früher oder später zum Verhängnis werden.
Doch im Grunde ist Verhängnis bei allen vorprogrammiert. Schuld daran sind nicht Sarahs Prestigedenken, Olivers Besitzansprüche oder Christians Egoismus – nein, schuld daran ist die alte Sexualmoral, die alle so sehr verinnerlicht haben. Denn der geistige Inhalt dieser Moral besteht nur aus Geboten, Verboten, Vorurteilen und Verurteilungen, die sich allesamt am Maßstab Anstand und Treue orientieren. Doch ist dieser Maßstab kein natürlich gewachsener, sondern ein von gesellschaftlichen Normen diktierter. Und um ihn herum ranken sich all die Begriffe, die das Zusammenleben zweier Menschen immer wieder so schwer machen: Besitzdenken, Verlustangst, Eifersucht und Egoismus.
Dabei wäre es so einfach. Es erfordert nur etwas Mut, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Die Bereitschaft, menschliche Unzulänglichkeiten einzugestehen. Und die Kraft, mit längst überholten Konventionen zu brechen.

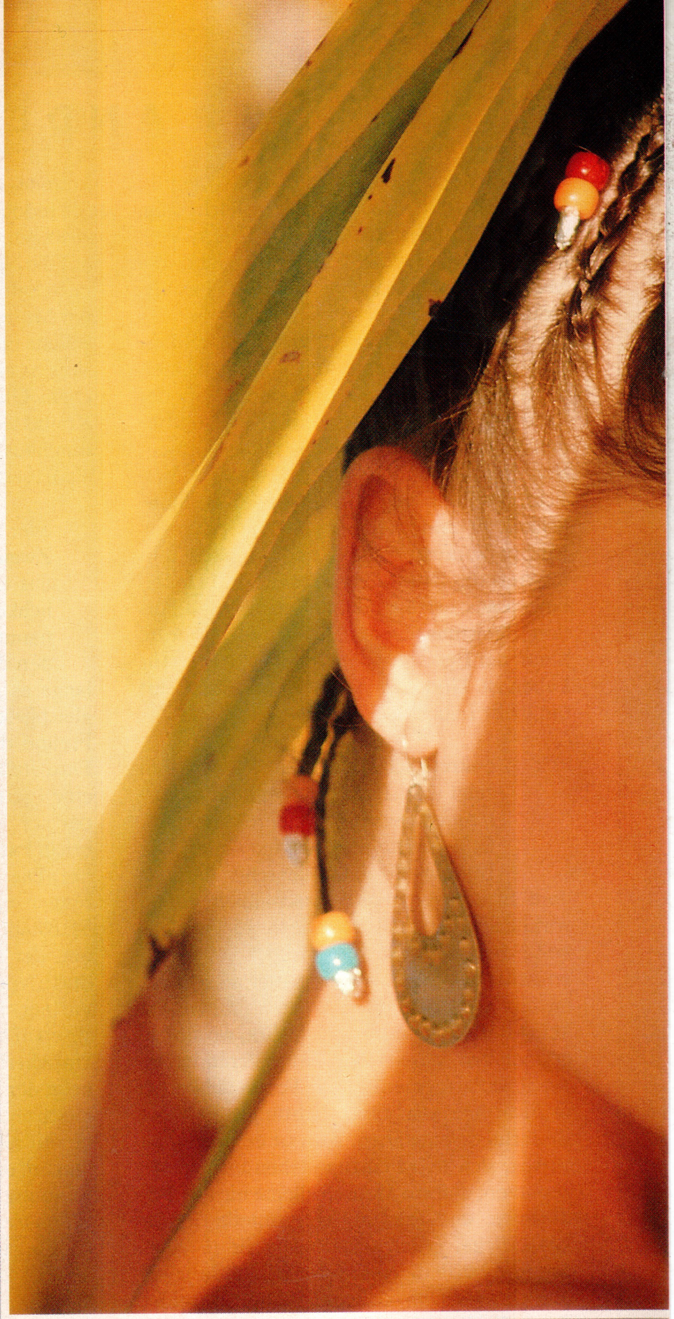
Alle Bereiche unseres heutigen Lebens haben sich ständig weiterentwickelt, nur die Moralvorstellungen sind schon vor langer Zeit stehengeblieben. Und machen uns das Leben oft zur Hölle. Besitzdenken beispielsweise resultiert aus der Zeit der Entstehung des Patriarchats und des Privateigentums. Aus der absoluten Herrschaft des Vaters ging damals die Tochter in den Besitz des Mannes über, der sie heiratete. Zwar war der Besitz durch den Kaufpreis gesichert, doch Verlustangst stellt sich immer ein, wenn einem etwas gehört. Was man nicht besitzt, kann man logischerweise auch nicht verlieren. Aus der Degradierung der Frau zum Privateigentum des Mannes ergab sich also unweigerlich auch die Eifersucht. Und natürlich gehört auch der Egoismus dazu. Um eigene Zwecke zu verfolgen – Verteidigung des Eigentums – , wurden die Bedürfnisse der Frau hintenan gestellt oder ganz ignoriert.
Obwohl sich die äußeren Umstände inzwischen geändert haben, sind uns doch all die Verfehlungen von früher bis heute geblieben. Das Besitzdenken hat sich im Zuge des wachsenden Materialismus' eher noch verstärkt. Der Egoismus fand in unserer leistungsorientierten Gesellschaft denkbar fruchtbaren Boden. Und die Verlustangst hat eine neue Dimension hinzugewonnen, die in die früheste Kindheit zurückführt: zum sogenannten Urvertrauen. Dort nämlich liegt der Ursprung eines Grundmusters für alle späteren Kontakte mit anderen Menschen: im Hautkontakt zwischen Mutter und Säugling. Um dem Kleinkind ein Gefühl von Verläßlichkeit und Vertrauen zu vermitteln, ist nahezu ununterbrochene Präsenz erforderlich, weil es noch kein Zeitgefühl besitzt und jede Abwendung als Verlassen für immer, als totale Abkehr empfindet. Die sich später beim erwachsenen Menschen als Verlustangst äußert – und alle anderen Begriffe nach sich zieht: Besitzdenken, Egoismus, Eifersucht. Es geht auch anders. So tragen beispielsweise asiatische Reispflanzerinnen ihre Babies auch während der Arbeit in einem Tuch auf dem Rücken mit sich. Oder werden die Säuglinge bei den Dogon, einem Volk in Afrika, so lange und so oft gestillt, wie sie danach verlangen. Wo jedes Kind in seinen Triebansprüchen ernstgenommen wird und die Befriedigung findet, die sein Körper fordert, muß keines auf das andere neidisch sein. Wer die Sättigungsgrenze selbst erfahren darf, muß sie nicht in Neid-

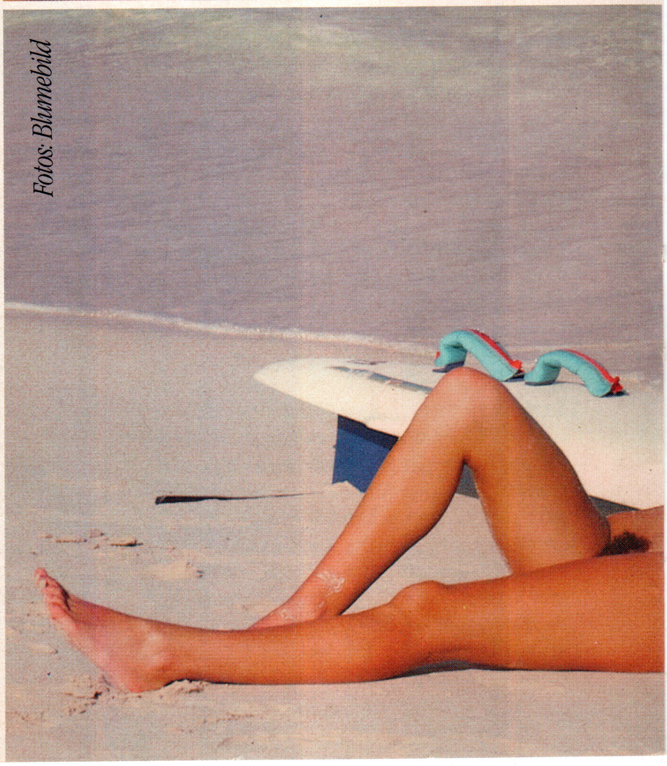
Phantasien bei dem vermuten, der mitißt. Oder: Wer satt wird, dem ist es gleichgültig, wieviel die anderen essen. Bei diesem Volk existiert der Begriff Eifersucht nicht, die Menschen dort sind frei von dieser Gefühlsregung.
Da solche Versäumnisse jedoch bei den Menschen, die hier und heute unter Eifersucht leiden, nicht mehr reparabel sind, muß der Lern- und Umdenk-Prozess im Kopf stattfinden. Mit dem Ziel, eine neue Dimension des Begriffes Liebe zu erfahren. Und der Aussicht, auf dem Weg dorthin eine neue Sinnlichkeit zu entdecken.
Einzige Voraussetzung: Aus dem engen Teufelskreis der längst überholten Moralvorstellungen auszusteigen. Und eine gesunde Portion Egoismus. Denn es gibt eine Grenze, hinter der Egoismus nur ein anderes Wort für Leben ist. Und darum geht es im Endeffekt: um mehr Lebensqualität.

Konkrete Schritte auf dem Weg dorthin zeigt der Psychologe und Partnerschaftsforscher Hermann Meyer auf. Seine wichtigste Aussage lautet: Die Bindung an einen Menschen darf andere Bindungen nicht ausschließen. Denn wirkliche Liebe ist selbstlose Liebe. Das heißt, wer seinen Partner wirklich liebt, muß an seiner Weiterentwicklung interessiert sein, an seinem persönlichen Weiterkommen. Da keine Beziehung dort stehenbleibt, wo sie begonnen hat, passieren ständig Veränderungen. Die Partner lenken ihre Persönlichkeiten in nicht voraussehbare Richtungen – neue Bedürfnisse entstehen. Nun ist es wichtig zu wissen, sich selbst einzugestehen und zu akzeptieren, daß ein Mensch alleine nie alle Bedürfnisse und Persönlichkeitsanteile – also körperliche, geistige und seelische – eines anderen befriedigen kann. Das würde nämlich voraussetzen, daß der Partner in seiner Persönlichkeitsstruktur in allen Teilen gleich gelagert ist. Da sich aber jeder Mensch vom anderen unterscheidet – wenn auch in etlichen Punkten Übereinstimmung herrschen mag – , ist diese Annahme illusionär. Also lautet der erste Schritt: Den Omnipotenzanspruch ablegen, sich von der Vorstellung lösen, daß ein Mensch alleine seinen Partner in allen Bereichen glücklich machen könnte.
Unerläßlich für diese Einsicht ist, sich von dem überholten moralischen Anspruch der Idealpartnerschaft loszusagen – worunter die Gesellschaft eine ausschließliche Bindung zweier Menschen aneinander versteht. Sowohl gesellschaftliche Konventionen als auch Erziehung stellen diese Form der Partnerschaft als Norm auf, die es mit allen Mitteln zu erreichen gilt. Folglich wird verkrampft nach dem Partner fürs Leben gefahndet, nach dem allein seligmachenden Märchenprinzen. Doch den gibt es nicht, kann es nicht geben, weil die Natur des Menschen dieser eingleisigen Vorstellung nicht entspricht. Der Mensch muß sich austauschen können. Dabei kommt auch zum Tragen, daß gewisse Bedürfnisse oft schon nach kurzer Zeit abgehakt werden können, wenn sie erst einmal durchlebt sind. Sie jedoch ständig unerfüllt mit sich herumzutragen, wirkt sich in jedem Fall belastend auf die eigene Persönlichkeit wie auf die Partnerschaft aus. Das Tragische an den überholten Moralvorstellungen aber ist, daß sie das, was sie predigen, gleichzeitig verhindern: den Weg zu einer Idealpartnerschaft, zu persönlichem Glück. Denn mit Hilfe anderweitiger Kontakte außerhalb der Partnerschaft ist es durchaus möglich, zu einer sogenannten Idealpartnerschaft zu kommen.

Jeder Mensch benötigt zusätzlich zu einer Zweierbeziehung andere Kontakte, um das Gleichgewicht des eigenen Persönlichkeitssystems zu stabilisieren – sogenannte Ergänzungspartner. Bislang werden diese bedenkenlos zugestanden, solange es sich um eine Beziehung zu einem gleichgeschlechtlichen Partner handelt. Der Freund des Mannes oder die Freundin der Frau stellen gemeinhin keinerlei Gefahr für eine Partnerschaft dar. Hat der Ergänzungspartner jedoch das »falsche« Geschlecht, bricht Panik aus. Und zwar auf der ganzen Linie: Die Gesellschaft erhebt mahnend den Finger und verweist auf die moralischen Maßstäbe – ausbrechen gilt nicht. Der Partner, der sich nach außen wendet, wird dadurch von Schuldgefühlen geplagt. Und der Partner fühlt sich zurückgesetzt und frustriert. Dabei reflektiert er nur seine eigene Unsicherheit, seine Selbstzweifel. Scheinbar neigt der Mensch dazu, in einer Hinwendung gleichzeitig eine Abwendung zu sehen. Er nimmt alles sofort persönlich, bezieht es direkt auf die eigene Person. Dabei hat die Hinwendung zu einer anderen Person mit der eigenen absolut nichts zu tun – es handelt sich um zwei total verschiedene Terrains. Die einander durchaus befruchten können. Denn alle Erfahrungen außerhalb einer Partnerschaft kommen dieser zugute, wenn sie eingebracht werden. Sie stellen in jedem Fall eine Bereicherung dar. Mehr noch: Ergänzungspartner entlasten den Hauptpartner, weil sie die Erwartungen erfüllen, die er zu erfüllen aus bekannten Gründen nicht imstande ist. Somit ist allen geholfen: Der Hauptpartner wird wegen seiner Qualitäten geschätzt, ohne ihn ständig auf die noch fehlenden zu verweisen. Er profitiert vom Ergänzungspartner, weil dieser die Lücke beim eigenen Partner »stopft« – was wiederum aus der Person, die von beiden Seiten das bekommt, was sie für ein »rundes« Seelenleben braucht, einen ausgeglichenen Menschen macht. Und das ist zweifelsohne die Voraussetzung für eine harmonische Beziehung – für eine sogenannte Idealpartnerschaft.
Wird nun aber – aus Gründen des moralischen Diktats, der Eifersucht, der Verlustangst oder des Egoismus – der Anspruch gestellt, der Partner solle auf die Befriedigung von Bedürfnissen, die man selbst nicht stillen kann, zugunsten einer ausschließlichen Zweierbeziehung verzichten, werden also Ergänzungspartnerschaften verhindert, so bedeutet dies einen Eingriff in dessen Persönlichkeitsstabilität. Denn wie Muskeln, die nicht gebraucht werden, degenerieren persönliche Anlagen, wenn sie nicht eingesetzt und ausgelebt werden. Mehr noch: Im Extremfall können ersatzweise Krankheiten auftreten – psychosomatisch bedingte. Die Seele begehrt auf und wehrt sich gegen die Unterdrückung von Bedürfnissen. Eine chronische Krankheit ist insofern die Konsequenz einer ständigen Blockierung der Befriedigung von Bedürfnissen. Da ein Ergänzungspartner im realen Leben aus bereits erwähnten Gründen nicht zugelassen wird, ersetzt die Krankheit diesen Partner. Dabei handelt es sich um nicht mehr, aber auch nicht weniger als unausgelebte Persönlichkeitsanteile, um falsch kanalisierte Energien.
Somit liegt der nächste Schritt zwingend auf der Hand: Ergänzungspartner zulassen! Zum Wohl seiner selbst, des Partners – und nicht zuletzt einer harmonischen Zweierbeziehung.

Mit dem neu gewonnenen Wissen und den daraus resultierenden Einsichten wird plötzlich alles ganz einfach. Und auch unseren drei Krisen-Fällen kann mit einem Schlag geholfen werden. Wenn allgemein bewußt geworden ist, daß eine Idealpartnerschaft nur mit Hilfe von Ergänzungspartnerschaften zu erreichen ist und einer alleine nie alles für den Partner sein kann, muß Sarah keine Angst mehr vor sozialer Ächtung haben. Oliver wird einsehen, daß Besitzenwollen immer eine Kompensation der eigenen Schwäche ist. Je unabhängiger er von Julia wird, desto unverletzbarer wird ihre Beziehung. Und wenn beide über sich selbst verfügen können, erledigt sich der Besitzanspruch von selbst. Am schwersten hat es nach wie vor Christian. Denn die Freundschaft, die Caroline inzwischen zu Florian aufgebaut hat, ist eine ernsthafte Neben-Liaison. Und eine sehr wichtige. Wer einmal erlebt hat, wie unentbehrlich eine Seelenbeziehung für das persönliche Glück ist, läßt sie sich nicht mehr wegnehmen. Die Seele ist nicht verkäuflich – schon gar nicht zum Zwecke einer nach außen hin harmonischen Zweierbeziehung. Wenn Christian sich sperrt, dies zu akzeptieren, steht er auf verlorenem Posten. Wenn er aber die alten Moralvorstellungen über Bord wirft, kann er nur gewinnen.
Voraussetzung für all diese Fort-Schritte ist einzig und allein die neue Ethik, die auf den wirklichen Bedürfnissen der Menschen basiert. Und die Erkenntnis, daß der Weg das eigentliche Ziel ist – begleitet von unterschiedlichen Partnern, die einem bei der eigenen Entwicklung und Reifung helfen. Und darum sollte es doch gehen: um das persönliche Weiterkommen. Auch in der Partnerschaft. Und je offener, freier und unabhängiger eine Beziehung zwischen zwei Menschen ist, desto wertvoller, ehrlicher und unverletzbarer wird sie. Und dann ist es plötzlich ganz einfach zu besitzen: Man muß sich nur herschenken.



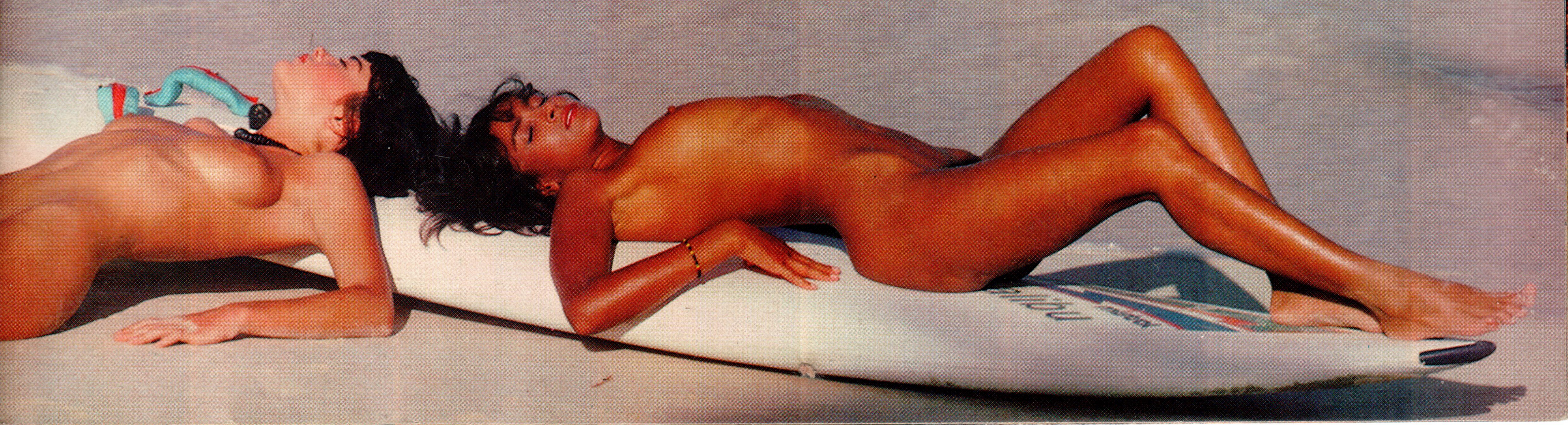


Fotos: Blumebild

Samtig und weich aalen sich Körper im Sand.

NANA & LOUISE

Heiße Haut, weißer Strand.
Funkelnde Perlen von schäumender Gischt
umspielen die Nippel der Nymphen.
Mach mich an – nein, faß mich an!



BERÜHRUNGEN

War es die früh hereinbrechende Schwüle des Vormittags, daß sich ihre Körper aufluden bis knapp unter die Kernschmelze? Wohl kaum. Denn als die beiden begonnen hatten, sich gegenseitig einzuheizen, lugte noch kaum die Sonne durch die Palmenfächer. Und übrigens lag zwischen dem Beginn ihres zärtlichen Spiels bis zum hitzigen Höhepunkt kaum mehr als eine halbe Stunde.

Fotos: Michael Moore/blumbild

Let's all N.Y.

DR. COHN'S ENDGÜLTIGER RORSCHACHTEST

Ein Mädchen, das auf der Couch abhebt. Ein Psychologe, der tief in sie dringt: Eine erotische Kurzgeschichte von Rolf Jurkeit.

Shikse schloß den Gurt über ihren Brüsten. Sie lehnte sich zurück, bis sich ihr Schritt öffnete. Das Vorbereitungskommando hatte sie an das Startbrett geschnallt, das einer gepolsterten Badewanne glich. Shikses volles schwarzes Haar war unter einem weißem Helm verborgen, an dem ein Sternenbanner auf den militärischen Charakter des Fluges hinwies.

Die Sicherung des Hüftgurtes hatte zwischen ihren Beinen zu scheuern begonnen.

Der Schmerz war kurz wie ein Augenzwinkern. Es folgte ein Brennen, das sich über die Oberschenkel ausbreitete wie Honigschlieren. Natürlich wußte sie, daß sie ein Sakrileg beging, Shikse, 21, schaumgeboren im Farbigenviertel von New York, dunkelhäutig, durch und durch verseucht von den Genen ihrer afrikanischen Vorfahren, erlebnishungrig wie kaum ein anderer Sozialfall in der Lennox Avenue, mit erotischen Sensoren von geradezu seismographischer Empfindlichkeit ausgestattet, ein wandelndes Füllhorn der Begehrlichkeit, war sich nur zu gut bewußt, wie sittenlos und verdorben es auf einen unbeteiligten Betrachter, sagen wir mal auf den lieben Gott, der ja ein Wort mitzureden hat in Dingen der Raumfahrt, wirken mußte, wenn sie sich beim nationalen Akt des Starts der Lüsternheit ihres Triebes überließ, und weil Shikse nicht nur eine mannigfaltige durchgevögelte Farbige, sondern zugleich eine gute, saubere Amerikanerin war, stemmte sie sich bis zum Letzten gegen die Empfindung, die so entartet und doch so süß war.

Als sie aus der Gischt ihrer Lüste wieder auftauchte, waren die Blinkzeichen für die Mannschaft eingeschaltet worden. Shikse war einen raschen Blick auf die sechs Männergestalten, die neben ihr in den Startbetten ruhten.

Sie lauschte den höher und höher steigenden

Illustration: Smend

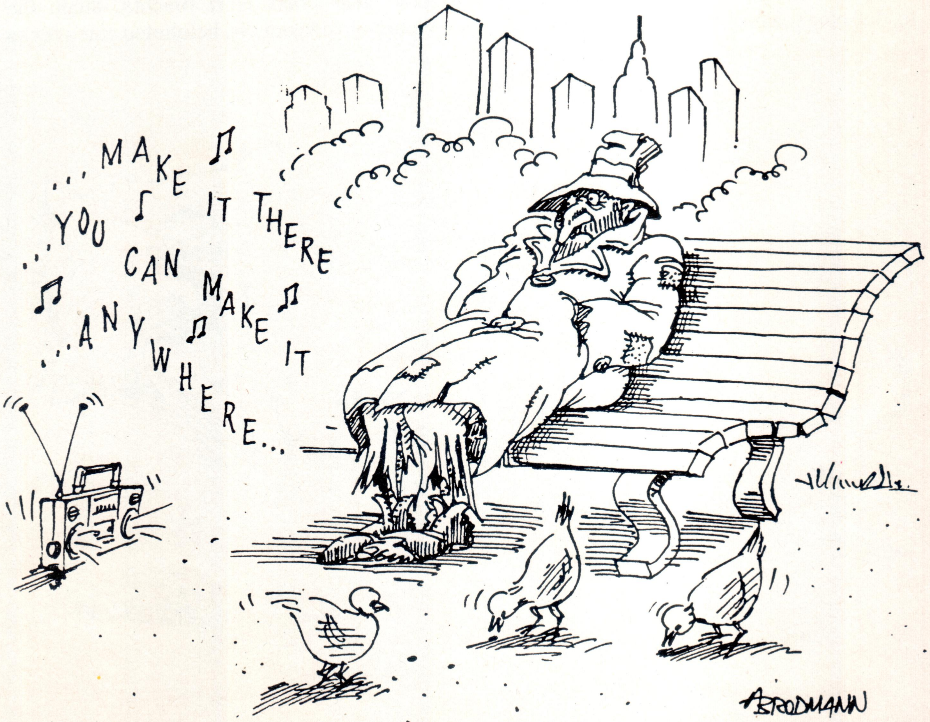
Frequenzen und zuckte zusammen, als die Schmerzgrenze erreicht war. Nach drei oder vier Sekunden des Herumschwimmens in brodelnder Lava fühlte sich Shikse an einen einsamen Strand geschleudert, der Lärm ebbte ab, nicht weil die Leistung der Triebwerke zurückgenommen wurde, sondern weil der Ton in Frequenzen jenseits der Hörschwelle katapultiert worden war. Das Saugen der Pumpen mischte sich mit Shikses keuchenden Atemstößen zu einer Sinfonie aus Energie und Lust.
»Houston an Besatzung *American Way*«, sagte eine Stimme in Shikses Helm. »Alles bereit zum Start? Over.«

Captain Laker tauschte einen Blick mit der Besatzung. Er tippte an sein Kehlkopfmikrofon. »Captain Laker an Houston, wir sind bereit zum Start. Over.«
»Countdown zum Start der American Way. Noch dreißig Sekunden noch zehn ... noch fünf ...«
»Vier ...«
»Drei ...«
»Zwei ...«
»Eins ...«
»Start! Start! Start!!!«
Stimmengewirr und Bravorufe im Kontrollraum des Space Center, als das Raumschiff sich vom Startturm löste, dann Klatschen, schließlich wurde die Stimme des Startleisters vom Echo der Triebwerke überlagert, Shikse fühlte sich wie von unsichtbaren Riesenfäusten in ihr Startbett gedrückt, die Digitalanzeige des Beschleunigungsmessers verschwamm vor ihren Augen, ihre Glieder, der Hinterkopf, das Kreuz und das Gesäß wurden in die Polsterung gepreßt, bis sie die Stahlplatte spürte, der Widerschein der Triebwerke tauchte die Kanzel des Raumschiffs in scharlachfarbene Glut, irgendwo in Shikses Netzhäuten sprühten die Funken, der Schauer aus bunten Spritzern vereinigte sich mit dem bronzefarbenen Strom, der aus dem Vulkan der Startrampe zu quellen schien, wie eine handbreite Schicht aus Daunen war die Wolkendecke, und dann war es Shikse, als käme das Ejakulat des Himmels durch die Bullaugen geflossen, schwarz und feucht war das All, von den Sternen war nichts zu sehen, immer noch wuchs die Schwerkraft, mit der die Besatzung in die Startbetten gepreßt wurde, und dann wurde Shikse von einem Blitz durchzuckt, der sie in zwei Hälften spaltete, in Seele und Körper, womit endlich einmal die Frage des Konzils von 1803 beantwortet war, *mulier est anima*, und da Shikse genau wußte, daß sie als Seele ebenso oft, so fantasievoll und so gründlich onanieren konnte wie als Körper, hatte sie gegen die Abspaltung nichts einzuwenden. Der Erzengel Gabriel, der zunächst um Shikses Muschi gefürchtet hatte, machte sich ganz umsonst Sorgen; wie den meisten farbigen Muschis so ging es auch Shikses Vulva prächtig, Flora und Fauna stimmten, die Temperatur stimmte, der Feuchtigkeitshaushalt stimmte, höher und höher wurde Shikse bei ihrem Himmelsritt geschleudert. War es ein gutes Omen, daß sie noch vor Erreichen der Umlaufbahn auf einen Orgasmus zusteuerte, der sich gewaschen hatte!
Sie kannte sich nicht besonders aus mit Omen, wenn Shikse knifflige Fragen zu entscheiden hatte, nahm sie das Ouijabrett.
Diesmal verzichtete sie auf das Ouijabrett.
Mit Genugtugung spürte sie die Lust. Ja, sie schrie, schneller, weiter, höher!
Da kam Shikse zum zweiten Mal.

Dunkelhäutig, lustgeschwächt und durchdrungen von einem unaussprechlich süßen Kitzel kam sie zum dritten Mal, als Captain Laker die Hauptaggregate einschaltete. Die Raumfähre hatte den Zustand maximaler Beschleunigung erreicht, Shikse kam sich vor wie ein Bienenkorb, der den dreiunddreißigsten Hochzeitsflug über sich ergehen läßt, die Knöpfe auf ihrer weißen Uniform waren zu Messerspitzen geworden, die auf ihren prallen, dunklen Brüsten Flamenco tanzten, und ihr letzter Gedanke vor dem Eintauchen in die Ohnmacht war, *oh my wax-shmax dripping cunt, oh my sweet pussie, oh my soaking-wet darling snatch, hold it, hold it, hold it ...* und erstaunt war Shikse, weil es genau das gleiche Gefühl war wie vor drei Monaten, als sie sich in jener New Yorker Klinik der kundigen Neurologenhand von Dr. Cohn hingegeben hatte.
Sie stand hinter der Umkleidewand und hatte ihren roten Rock und das schwarze T-Shirt über die Querleiste gelegt. Sie ließ ihre Schenkel erbeben, bis das Höschen zu Boden glitt. Sie stieg aus der liegenden Acht, ohne den Blick von Dr. Cohn wahrzunehmen.
Der Chefneurologe der Climax Clinic Inc. war Anfang Vierzig, ein Mann mit metallgefaßter Brille und der beruhigenden Ausstrahlung eines Literaturprofessors, den die Unbilden der Zeit aus dem verspießerten Oxford ins durch und durch versexte Manhatten verschlagen hatten. Er hatte, Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, Shikse den Rücken zugewandt, als sie sich auszuziehen begann. Er stand am Fenster des Sprechzimmers und sah gedankenverloren zur Fassade des gegenüberliegenden Bürohauses hinüber, wo eine Sassaskoona-Indianerin im Auftrag der Firma Shining Glory die Fenster putzte, die Fensterputzerin trug ein Stirnband, sie hatte – nachdem ihr Vorgesetzter ihr eine Gefahrenzulage versprochen hatte – auf ihren BH verzichtet, und nachdem sich unten vor dem Bürohaus eine Traube von Schaulustigen formierte, hatte Dr. Cohn Zweifel, ob das Sassaskoona-Wunder nicht ihren Slip vergessen hatte, als sie sich die Shining Glory Uniform, bestehend aus Bluse und Lederschurz, überzog.
Das also war die amerikanische Urbevölkerung. Und dann gab es noch die Einflüsse des dunklen Kontinents, die Nachfahren der Sklaven, die vor zweihundert Jahren nach Amerika verschifft worden waren! Kein Wunder, daß es mit der Kultur in diesem Land bergab ging.
Dr. Sergio Cohn, Enkel des spanischen Gynäkologen Federico la Cuna, der zwanzig Jahre lang die Muschi der Königin Maria-Cristina umsorgt hatte und dafür in den Adelsstand erhoben worden war, hatte seinen Platz am Fenstersims aufgegeben. Er kam auf Shikse zu, die im Schutz der spanischen Wand verharrte.
»Wenn Sie sich jetzt auf das Untersuchungsbett legen würden.«
Sie hatte ihre Brüste mit den Händen bedeckt. Er trat zur Seite, als sie hinter dem Schirm hervorkam. Er führte sie zu der Liege und zog eine frische Bahn Kreppapier auf. Voller Verwirrung betrachtete Shikse die Kabel, die aus dem Oszillator hingen, ein Gewirr von Schnüren, die in Saugscheiben endeten.
Sie hatte sich hingelegt. Eine Assistentin kam, um die Saugscheiben an den Gliedern und am Hals zu befestigen. Dr. Cohn betätigte zwei Kipphebel, der Oszillator begann zu summen. Die Schreibwalze hatte sich in Bewegung gesetzt. Eine Nadel senkte sich auf das Papier, eine gezackte Linie entstand, die bei jedem Herzschlag anstieg.
»Wir machen bei Ihnen die Primärtherapie«, sagte Dr. Cohn. »Während Sie mir nochmals Ihre Beschwerden schildern, werde ich die unbewußten Reaktionen Ihres Körpers beobachten.« Er schlug die Beine übereinander und warf einen Blick auf seinen Block.
»Shikse?«
Einer der Saugnäpfe verrutschte, als Shikse den Kopf wandte. Sie erschauderte, als die Gallertschicht zu verdunsten begann.
»Herr Doktor?«
Er nickte ihr aufmunternd zu. »Sagen Sie mir ganz einfach, wo's wehtut.«
»Da wäre zunächst einmal das Kitzeln im Schoß.«
Halbdunkel. Die Decke der Veranda. Die Mittagspause in der Motorradwerkstatt war vorbei. Oder waren es die Motoren von Modellflugzeugen, die dort getestet wurden?
Dr. Cohn hatte an einer Position auf seiner Liste ein Häkchen gemacht. »Und weiter?«
»Der Heißhunger nach dem Essen.«
Auf der Veranda ein Peddigrohrtisch, eine

Nähnadel, ein roter Faden, ein BH, ein Mikkey-Mouse-Heft. In der Ecke ein Waschtisch ohne Abfluß, darüber (zu hoch) ein Spiegel.
»Heißhunger *nach* dem Essen, sagen Sie?«
»Yeah, Doc.«
»Was würden Sie denn am liebsten essen?«
»Spaghetti mit Tomatensoße.«
»Und wie müßten die Spaghetti gekocht sein?«
»Al dente«, sagte Shikse. »Wenn sie wissen, was ich meine.«
Dr. Cohn war sehr konzentriert. Er trug ein stählernes Band um die Stirn mit einer Blende, die mit einem Scharnier versehen war. Es war sehr wichtig, daß der große Diagnostiker bei einer solchen Befragung nicht durch die *incubus*-und *succubus*-Phantasien der Patienten abgelenkt wurde.
»Sie haben bei Ihrer ersten Sitzung Ihren Wunsch, gegen Abend eines jeden Tages einen männlichen Partner in Ihr Bett zu ziehen und sich ihm in liebevoller Umarmung hinzugeben, als zwanghaft bezeichnet. Warum?«
»Weil dieser Wunsch bei mir einen viel zu hohen Stellenwert einnimmt.«
Das Licht in der Lennox Avenue flammte auf. Der Schatten auf der Veranda floß zur Gestalt eines Mannes zusammen. Der Mann hielt eine Stiermaske aus Korbgeflecht in den Händen. Er gab sie Shikse. »Das ist meine Tarnkappe. Sie wissen, was Sie zu tun haben, oder?«
»Sie sprachen dann noch von Einschlafschwierigkeiten, Shikse.
»Das ist sehr untertrieben formuliert. Ab zehn Uhr abends rast mein Puls. Ich bekomme Schweißausbrüche. Ich wälze mich ruhelos hin und her. Ich stehe auf, um auf die Straße zu gehen.«
Sie hatte ihm die Stiermaske über den Kopf gestülpt. Sie begann sich die Zähne zu putzen. Sie stand vor der Emailleschüssel, in der sich das Wasser drehte.
»Was denken Sie, wenn Sie abends auf die Straße gehen?«
»Ich denke, daß ich bis Mitternacht einen Mann finden muß, einen Mann, der mir körperliche Erfüllung bereitet.«
Emailleschüssel auf dem Bretterboden der Veranda, runder Abdruck. Vier Finger. Einseifen des Bauches und der Brüste. Abspülen. Abtrocknen. Ordnen der Kleider.
»Wie muß der Mann aussehen?«
»Das ist gleichgültig. Wichtig ist nur, daß er bereit ist, mit mir dreimal täglich ins Bett zu gehen.«
Letzter Sonnenstrahl. Horizont. Blauer Continental, Senkrechtstarter. Fahrer drückt auf den Knopf am Armaturenbrett. Sieht mich an. Läßt die Scheiben heruntergleiten. Ich bin nackt.
»Demnach käme es Ihnen nur auf den Akt an, Shikse. Oh mein Gott!«
»Das ist nicht wahr. Ich will mehr.«
Ich will, daß er nur noch Gedanken für mich hat. Ich will spüren, wie er sich aufbäumt. Ich will, daß er sich in mir verströmt.
»Es ist elf Uhr abends, Shikse, und Sie haben immer noch keinen Mann gefunden. Was tun Sie?«
»Ich halte eine Polizeistreife an. Ich sage: Jungens, dies ist ein Notfall, schaut mich an, ich bin doch nicht schlechter als andere Frauen auch, vielleicht etwas zuviel Arsch, aber dafür Brüste, die genau in die Hand passen, Sie können eine Laus drauf zerknacken oder eine Weintraube, und wenn ich Luft geholt habe, auch einen Sonnenblumenkern, und ich habe nur einen Wunsch, einer von euch soll es mir machen, hier und sofort und kräftig, natürlich muß ich bezahlen, damit ich meinen Wunsch erfüllt bekomme, ich knie auf dem Teppich des Kofferraums und ächze unter den Stößen des Streifenführers, endlos lange streckt sich die Umarmung, er ist hinter mir, ich spüre ihn an meinen Schenkeln, ich sehe die Pleuel einer Lokomotive, es ist der Zug nach Santa Fé ...«

Der Bleistift des großen Diagnostikers flog nur so über das Papier, längst hatte er seiner Praxishilfe frei gegeben, er wußte, es würde später werden, er hatte es hier mit einer larvierten Depression zu tun, und wie alle Larven, so wehrte sich auch diese, ans Tageslicht gezogen und mundgerecht für irgendein Mikroskop aufbereitet zu werden.
»Sie gehen durch einen Wald, Shikse. Ein Hochwald mit Laubbäumen. Sie gehen über das weiche, feuchte Laub. Sie sind seit einer Stunde unterwegs. Sie betrachten die Farnkräuter und die Schößlinge der Bäume und das silbrige Grün der Stämme. Verspüren Sie das Bedürfnis, sich hinzuhocken und ...«
»... und mich zu erleichtern?«
»Ja.«
»Ganz stark«, sagte Shikse. »Ich könnte den ganzen Wald überschwemmen, so stark ist der Drang.«
Ach du lieber Gott, dachte Dr. Cohn. Ach du arme, von Menschen und Frauen gleichermaßen verschmähte Nisthilfe. »Kommen wir noch einmal zu Ihren Waschgewohnheiten, Shikse. Sie sagten, Sie duschen sich nie ...«
»Nein, das wäre zu gefährlich, Sie wissen doch selbst, was man mit einem Brausekopf alles machen kann ...«
»... sondern Sie hocken sich über die Waschschüssel und spritzen sich an, bis ...«
»... bis ich sauber bin«, sprang Shikse ein. »Ich verwende kaltes Wasser, und ich schütte das Waschwasser nach der Toitelle weg, damit es niemand finden kann.«
Er stand auf und ließ die Spitze seines Drehbleistifts in ihren Bauchnabel sinken. Er nickte, als sie sich unter dem Kältereiz aufbäumte. Wieder eine Patientin, die sich verwirklichen will, dachte Dr. Cohn. Der Arzneimittelvertreter hatte ihn vor diesen Frauen gewarnt. Das waren dann die gleichen, die sich nach 220 vielversprechenden Sitzungen zum Ballettkurs bei irgendeiner lesbischen Mumie anmeldeten.
Dr. Cohn ließ die heiligen Vokabeln der Psychiatrie in seinem Stammhirn Pingpong spielen. Mit dem gütigen Blick des Freiberuflers umfing er die Gestalt des Mädchens, das sich auf der Liege reckte, Shikse war erregt wie selten bei einem Arzt, sie lag da, heftig atmend, ihre Brüste hoben und senkten sich, daß Dr. Cohn ganz seekrank wurde. Sie beobachtete aus den Augenwinkeln, wie der Psychiater an seinen Schreibtisch trat, sie hörte, wie er die Schublade öffnete, ein Pinsel erschien im Blickfeld der Negerin und dann begann Dr. Cohn an dem Aquarell herumzutupfen, das sie zu Beginn der Sitzung gemalt und zusammengefaltet hatte.
Es war einer der schlimmsten Rorschachtests, die dem erfahrenen Praktiker je untergekom-



© „Hör zu, wenn ich mit mir rede!" von Brodmann/Lewitan, rororo.

men waren. Kleckse über Kleckse rot, schwarz und gelb. In der Mitte des Blattes hatte die Patientin einen Vogelkorb mit einer eingesperrten Nachtigall gemalt. Ein Symbol, das keine Rätsel aufgab. Shikse signalisierte damit ihren Wunsch, eingesperrt, begattet und befruchtet zu werden. Der Arzt schrieb das Wort *rabia* auf den Block. Auch die gespaltete Melone am linken und rechten Rand des Blattes war nicht schwer zu deuten. *Cunnus*, Scham, Scheide, Schande, weiblicher Schmack.

Er ließ seinen Blick über die Kleckse kriechen und erschauderte. In der Spalte des Blattes lauerte ein afrikanisches Schattenwesen. Richtig, dachte Dr. Cohn, das hatte ich ja ganz vergessen. Sie ist Schwarze. Sie kommt aus den niederen Schichten *Vulgus.* Er schrieb das Wort auf den Block.

Unklar blieb die Bedeutung der beiden Trichter, die das Negermädchen auf den oberen Rand des Bogens gemalt hatte, irgendwie sahen die Dinger aus wie die Grotte von Lourdes im Schneegestöber, und Shikse war die Unterglasmadonna, schlammiges gifttriefendes Sediment der New Yorker Überflußgesellschaft. Oder sollte die Zeichnung eine geschnürte Kreterin darstellen, die sich zum Beischlaf mit Zeus vorbereitete?

Plötzlich kam Dr. Cohn die Erleuchtung. Ein Stundenglas! Er stand auf, ging zum Bücherschrank und schlug in seinem vielbändigen Traumlexikon den Buchstaben S auf. Er befeuchtete den Finger, um die Seiten umzuschlagen. *Sackratten, Sappho, Sattel, Sennerin (siehe auch Titten), Schlaffetischismus, Schlüsselreiz, Schuh, Selbstbefleckung, Skoptophilie, Sporen, Statutenschändung.* Aha, da stand es schwarz auf weiß. Stundenuhr gleich Sex mit drei Ausrufezeichen. Eine Stundenuhr im Klecksogramm der Patientin bedeutete, daß eine solche Frau es nicht bei einem Saturday Night Fuck bewenden ließ. Sie brauchte es täglich! Mit zitternder Neurologenhand schlug Dr. Cohn die Literaturverweise im Anhang auf. Meinhardt-Kamen führte aus, daß zum Krankheitsbild dieser Patientinnen der tägliche Akt gehörte. Liebesakt, meinetwegen, und doch war es eine schwere psychoerotische Störung. Täglich Sex! Dem Therapeuten, dunkler Sakko, Freizeithemd, McNamara-Brille, stand der kalte Schweiß auf der Stirn, als er die vollständige Diagnose auf das Krankenblatt schrieb.

»Bin ich sehr krank, Doc?«

Aufsteigender Falken — flüchtende Gazellen — Licht im Salon — klimper, klimper Kläuschen, wer lutscht an meinem Mäuschen — Tür auf — Kleid leuchtet — Phosphatmine — Gefährdung des Luftverkehrs — Eigelb — die Klippen von Dover — Schnürstiefel — Grabpflege — Feigenernte — Zimbel — weiße Söckchen — über die Achselnässe bei Lurchen. Gefährung des Luftverkehrs.

»Das wär's dann«, hörte sich Dr. Cohn sagen. »Sie können aufstehen und sich anziehen.« Er löste die Kabel und Schläuche von ihrem Körper. Er reichte ihr ein Handtuch. Angela wischte sich sauber.

Er streifte sich den Stirnspiegel ab, eine rote Linie blieb an den Schläfen zurück. Er fuhr sich über die Augen. Warum bin ich nicht Kanalarbeiter geworden, dachte er. Ach so, stimmt ja. Kanalarbeiter haben einen Scheißstundenlohn.

Ein Konflikt tobte hinter Dr. Cohns edler Stirn. Es gab zwei Sorten von Patientinnen. Die eine brachen in Tränen aus, wenn man ihnen die Wahrheit sagte. Liquidieren konnte man sie für den Tränenausbruch nicht. Die anderen waren so hübsch, daß man es als Arzt nicht übers Herz brachte, ihnen die Wahrheit zu sagen. Sie belohnten einen für so viel Feingefühl, indem sie einem auf der Untersuchungsliege bewiesen, was für lebenslustige Geschöpfe sie waren.

Er war dabei, Shikse in die zweite Gruppe einzureihen, als ihm mächtig das Gewissen zu schlagen begann. Wie in jedem Menschenschädel ein kleines Reptil versteckt ist, so war in Dr. Cohn, dem sechsstellig versteuernden Modearzt für die Reichen und Unglücklichen von Manhatten, die Achtung vor dem Schöpfer versteckt und inmitten dieses Urgefühls, Puppe in der Puppe, die Liebe zu Menschen, die so wundermild nach Frau dufteten wie Shikse, die auf dem Anmeldeformular, in der Spalte Beruf, eine schier unwiderstehliche Folge von Reizworten, nämlich »Nachtschwester zur besonderen Verwendung« hingekritzelt hatte.

»Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Shikse. Die ganze Wahrheit.«

Shikse sah ihn an aus ihren großen, afrikanischen Augen. Sie hatte sich das Sternenhemdchen übergestreift, freute sich über ihre Nippel, die den unschuldigen Baumwollstoff zu einem Doppelgebirge der Lust verfremdeten, und kämpfte mit ihrem Slip, der sich aus irgendeinem Grunde in den Zehennägeln verfangen hatte.

»Die Wahrheit, Doc?«

In Dr. Cohns randloser Brille spiegelten sich die hunterttausend Lichter von New York.

»Unheilbar«, sagte er bedeutungsschwer.

»Unheilbar? An was leide ich denn?«

»Ihr endgültiger Rorschachtest, mein liebes Kind, zeigt sehr klar, saß Sie von der konvergierenden Form von Rabia cunnus vulgus diurnalis befallen sind. Wenn Sie wissen, was ich meine.«

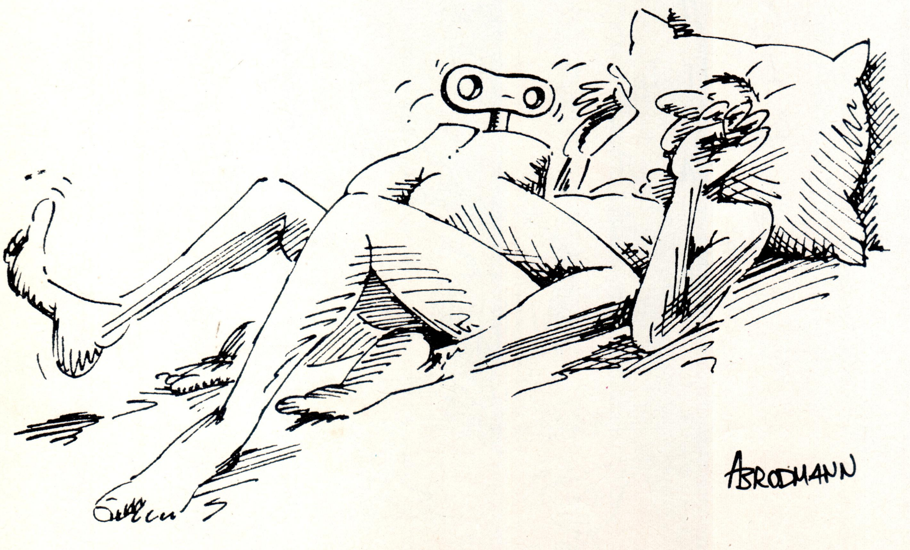
»Ich kann mir vorstellen, was Sie meinen«, seufzte Shikse, »aber ich verbitte mir, daß Sie mich mit irgendwelchen sexuellen Abartigkeiten in Verbindung bringen. Ich bin ein anständiges Mächen.«

»Wer in der Welt würde daran zweifeln?« Er maß sie mit einem Blick aus seinen milden Augen. »Sie haben mich mißverstanden. Der Rorschachtest ist nichts Abartiges.« Dr. Cohn hatte plötzlich das Gefühl, als müßte er sie trösten, und deshalb streifte er ihr das hinderliche Gebilde des Höschens über die hübschen Knöchel. Er mußte schlucken, als er sah, wie sich das Material als zuckende Acht um die hohen Absätze des Mädchens schloß.

»Was wir beide in den letzten zwei Stunden gemacht haben, war nur ein wahrnehmungsdiagnostisches Experiment.«

»Egal wie's heißt, ich fand's schön«, sagte Shikse. Sie war sich bewußt, daß dies der Anfang eines langen Weges war, den sie an der Hand von Dr. Cohn zurücklegen würde. Sie war zum Kaffeeautomaten gegangen, indem sie ihren Slip wie ein Wischtuch über den Boden zog. Sie sah dem Arzt in die Augen, drückte auf die feuerrote Warze des Automaten und fing die braune Brühe, die aus der Düse spritzte, mit einem der fünfundfünfzig Plastikbecher auf, die der Mediziner in einer stillen Stunde zu einer Pyramide aufgeschichtet hatte.

»Coffee, Sir?«



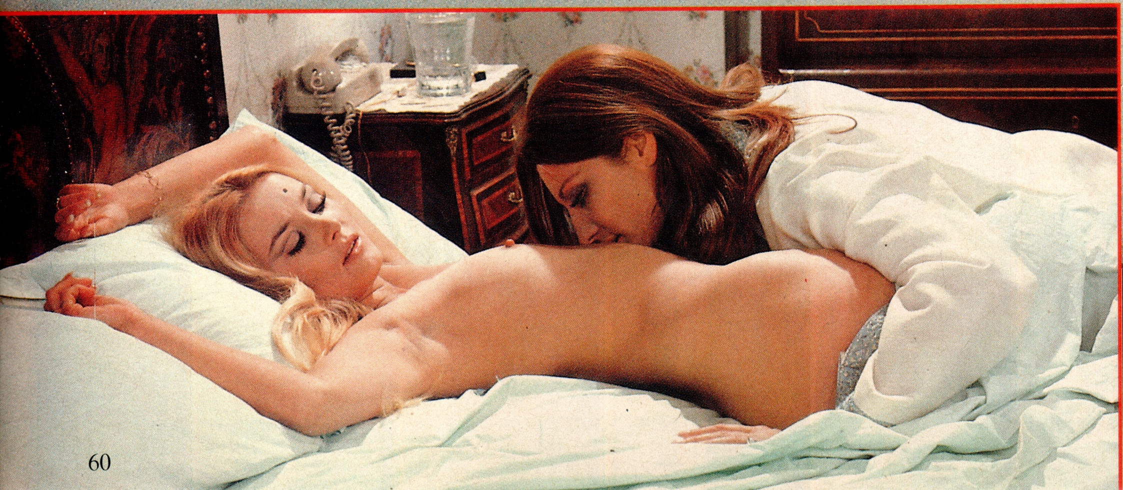
© „Hör zu, wenn ich mit mir rede!" von Brodmann/Lewitan, rororo.

THE HARDER THEY COME

BARBARA BOUCHET UND ROSABLA NERI

Zuerst konnte Barbara Bouchet mit dem Starlet Rosabla Neri überhaupt nichts anfangen. Doch als die beiden ungleichen Schwestern sich bei Dreharbeiten mehr unfreiwillig als gewollt näher kamen, sprang der Funke über: Das Doppelgespann lief plötzlich wie geschmiert.
Was die blonde Bouchet, Ex-Schönheitskönigin, Mutter einer Tochter und Inhaberin eines römischen Fitness-Centers, ursprünglich gegen Filmpartnerin Neri eingenommen hatte, brachte sie anschließend richtig auf Touren. Neri: »Schon in der ersten Szene bot mir Barbara ein Spiel an: Wer zuerst die Kontrolle verliert, hatte verloren. Ich verlor freiwillig und Barbara konnte sich dann ganz unserer szenischen Arbeit hingeben.«

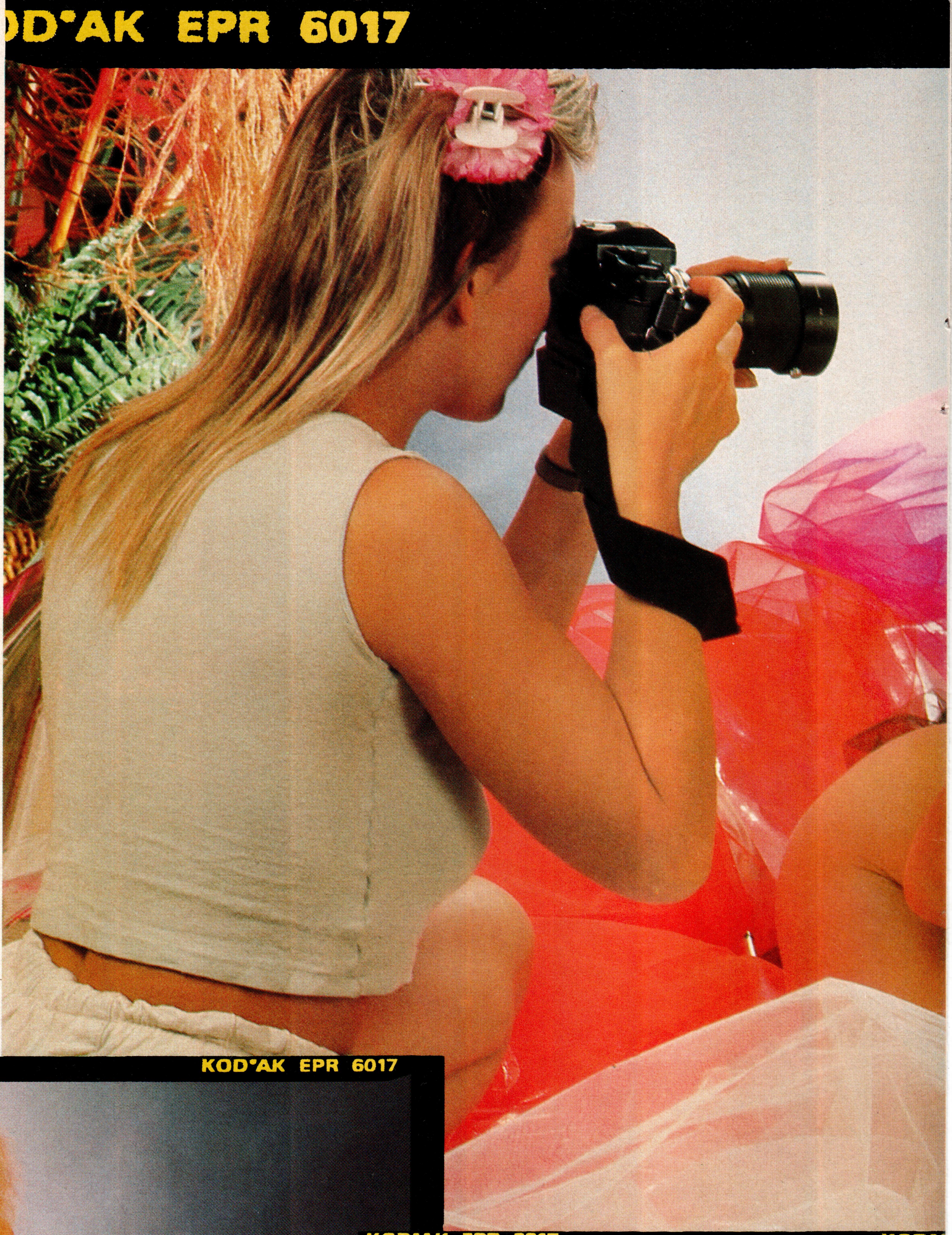
EIN PÄRCHEN, DAS GERN SPIELE SPIELT: WER ZUERST DIE KONTROLLE VERLIERT, HAT MEHR DAVON



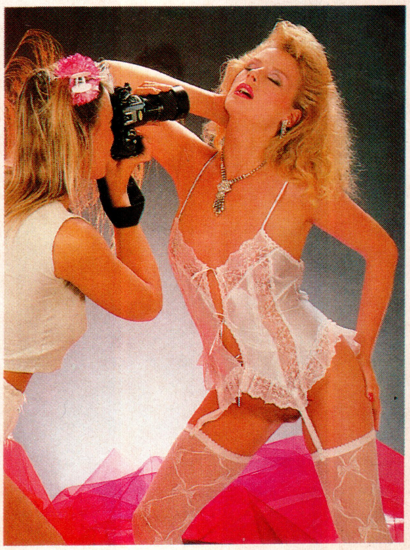
Fotos: A. Frontoni

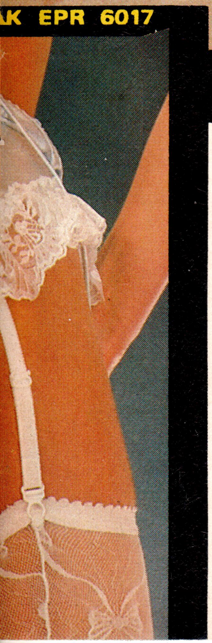
SABINE & LIZ

AUF SCHARF GESTELLT



Bei Männern hinter der Linse klares »Nein«, bei Sabine dagegen hält Liz gerne hin. Sie geht ran, so dicht wie nötig, unter besonderer Berücksichtigung der Tiefenschärfe, versteht sich. Innerhalb kurzer Zeit hat sich das Zweiergespann eingespielt. Nicht nur mit der Kamera. Auch sonst wird alles geteilt.





KOD'AK EPR 6017
KOD'AK EPR 6017

6017

KOD'AK EPR 6017
EPR 13
EPR 14
A
KOD'AK EPR 6017

EPR 14
A
EPR 13

BLUM

Alles durfte er mir ihr machen – nur nicht sie berühren.

DAS TABU

Eine erotische Geschichte von Rolf Jurkeit

Sie hatte ihm, dem neuen Schüler, nicht einmal die Hand gegeben. Etwas verlegen hatte er den Platz am Steinway eingenommen. Statt sich zu ihm zu setzen, wie es beim Unterricht üblich war, blieb sie stehen.»Vivaldi? Haben Sie sich da nicht etwas zuviel zugemutet?« »Ich schreibe meine Prüfungsarbeit über Vivaldi, weil mir seine Musik besonders zu Herzen geht.»Es war im Glast des Morgens schwer auszumachen, ob sie lächelte oder sich ärgerte. Sie war zu dem hohen Schrank mit den halberblindeten Fenstern gegangen und kehrte mit einem Notenbuch zurück. »Sehen wir einmal, ob Ihnen Vivaldi auch in die Finger geht. Spielen Sie!« Jacques Fochier, 18, dessen Sinne noch durch die lange Bahnfahrt von Paris nach Venedig aufgepeitscht waren, begann zu spielen. Sie waren allein im Blauen Saal der Academia Veneziana. Der Blick ging auf eine Viererreihe Zypressen, Mara Codelli, 36, die mit dem Titel Graduierte Musikerzieherin im Telefonbuch stand, hatte die Flügeltüren geöffnet. Der salzige Wind der Lagune wehte in den Raum. Sie hatte ihm die Sinfonie No. 21 zu spielen gegeben. Etwa eine Viertelstunde war verstrichen, als der Schlußakkord erklang. »Können Sie die Wahrheit vertragen?« sagte sie in die Stille hinein.Er nickte.»Die Tempi stimmen«, sagte sie, »aber Ihr Anschlag ist schwach. Zu Vivaldi gehört ...« Sie zögerte, und der junge Franzose ertappte sich bei dem Blick auf die Sonnenflecke, die wie die Finger eines kleinen Jungen an Ihren Brüsten herumspielten. »Mehr Mut«, vollendete sie ihren Satz.

»Aber das Vorspiel ist als Adagio gezeichnet«, widersprach er.Sie ließ die flache Hand gegen die Schenkel klatschen, ihr Haar schwang hin und her wie eine Peitsche.»Fester Anschlag heißt nicht, daß man die Tastatur zerhackt, hat man Ihnen das auf dem Konservatorium in Paris nicht beigebracht? Es muß fest und bestimmt klingen, ehrlich, wie der Handschlag nach einem guten Handel. Vivaldi ist Wahrheit.«Wahrheit? Was Signora Codelli da sagte, war verwirrend, so verwirrend wie Venedig. Jacques, der ein vielgereister, junger Mann war, wunderte sich, daß er sich in dem alptraumhaften Durcheinander aus Kanälen und Palästen, aus Italienern und ausländischen Voyeuren, aus Schönheit und bitterer Armut nicht gleich zurechtfand. Merkwürdig auch, daß ihm, dem Jüngsten in der Studiengruppe, eine Frau als Mentor zugeteilt worden war.

Auf dem Studienplan stand, daß er ihr einziger Schüler war. Der Angestellte im Sekretariat, überpudert vom Leichenstaub der Dogen, hatte ihm diese Besonderheit nicht zu erklären vermocht. Ebenso unerklärlich war, was diese Frau mit ihrer atemberaubenden Schönheit an einer Musikhochschule zu suchen hatte.»Wahrheit?« fragte er. »Was hat Vivaldi mit Wahrheit zu tun?« Die Signora, sonnengereift, durchlauferhitzt, selbstfettend und hohlraumversiegelt, weidete sich an seiner Ratlosigkeit. »Musik«, sagte sie nach einer Weile. »kann man ebenso wenig erklären wie Wahrheit. Ein Ton stimmt, oder er stimmt nicht. Etwas ist wahr, oder es ist gelogen. Bei Vivaldi ist jede Note wahr.« Sie stand vor ihm und ließ ihre Brüste wippen. «Ich werde Ihnen das Stück vorspielen.«

Sie rutschte neben ihn, so nahe, daß er die Schnallen ihrer Strümpfe und die Strapse an seinen Schenkeln spüren konnte. Während ihre Finger in den schwarz-weißen Tasten-Mischwald hinabtauchten, ließ sie es geschehen, daß ihre Wärme zu ihm hinüberfloß. Im Widerschein der Sonne waren die Kugeln ihrer Brüste auszumachen. Die Haut war braun wie herbstlicher Ahorn, und die Muskeln der Schultern schimmerte durch das safrangelbe Kleid, dessen Knopfleiste vom Hals bis zwischen ihre Knie reichte. Es hatte mit dem Spiel der Sehnen an ihrem Hals zu tun, daß die Gedanken des jungen Franzosen recht bald von der Harmonielehre abirrten. Je länger der makellose Vortrag dauerte, umso mehr wich Vivaldi, der einst diese herrlichen Glissandi zu Papier gebracht hatte, in die Tiefen der Geschichte zurück. In seinen Gedanken ging Jacques hinter seiner wunderbar ernsten Lehrerin her, die mit hohen Absätzen die Wendeltreppe des Campanile erklomm. Sein Blick umfing ihre zitternden Waden, durcheilte in schuldbewußter Hast die marmorne Düsternis ihrer Kniekehlen und fand mit genüßlichem Nachhall zu den runden Schenkeln, auf deren Kuppe die Säume schwarzer Strümpfe zu erkennen waren. Seine Männlichkeit pochte, eingeklemmt zwischen den Beinen, und als die Signora sich vorbeugte, um dem Andante der Klavierfassung die letzten Feinheiten abzugewinnen, hatte der Franzose einen handfesten Ständer bekommen.

Sie ließ die Melodie verklingen und sah ihn an. In ihren Augen glitzerte Spott, der sich mit harmloser Neugier mischte.

»Ist Ihnen nicht gut?«

Jacques riß die Augen auf. »Entschuldigen Sie. Ich habe ...«

»Entschuldigen Sie sich nicht, weil Sie eine Erektion bekommen. Das sind Dinge, auf die man als junger Mann keinen Einfluß hat.« Sie räusperte sich. »Sie haben jetzt gehört, wie Vivaldi gespielt wird. Jetzt sind Sie dran.«

Am liebsten wäre er hinausgelaufen, aber das wäre das Eingeständnis seiner Schuld gewesen. Statt die Lehren anzunehmen, die sie ihm gab, erging er sich in Tagträumen, die in der gemeinsamen Besteigung eines Glockenturms gipfelten, in dem es einen wunderschönen Fahrstuhl gab. Mit einer zornigen Geste übernahm er ihren Platz, der noch warm war von ihrem Schoß. Mara hatte den Flügel umrundet und nahm in einem Ledersessel Platz. Sie zog die Beine an, bis der Slip in Sicht kam. So saß sie da und ließ die Zeit vertropfen. Er wußte nicht, wieviel Sekunden vergangen waren, als der Wind der Lagune ihre Stimme an sein Ohr wehte.

»Sobald Sie sich an mir sattgesehen haben, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie die Hand aus der Tasche nehmen.«

Im schoß das Blut in den Kopf. Sie hatte bemerkt, wie er sein Geschlecht streichelte. Jetzt, als sie seine Bestürzung gewahrte, lächelte sie.

»Ich mag es, wenn du an dir spielst. Alle Männer machen das, wenn sie keine Frau haben, es ist gar nichts dabei. Hast du keine Frau?«

Jacques ließ die Frage und den Körperteil, der ihn in Verlegenheit gebracht hatte, im Raum stehen. Er spielte die Pastorale, wobei er verzweifelt gegen das Kitzeln in seinem Hals ankämpfte. Mein Gott, dachte er. Ich habe meinem Vater geschworen, daß ich mit keiner Italienerin etwas anfangen werde. Ich bin kaum hier, und schon verliebe ich mich in die einzige Frau, in die ich mich unter keinen Umständen verlieben dürfte, in meine Lehrerin.

Er wollte sich gerade die große Rosette von Notre Dame vorstellen, ein Bild, das ihm sein Jesuitenpater als Beruhigungsmittel anempfohlen hatte, als sein Atem stockte. Mara lehnte am Flügel und summte das Leitmotiv des zweiten Satzes. Bei einer Bewegung des Kopfes hatten sich drei Knöpfe ihres Kleides geöffnet. Die Nacktheit ihrer Brüste war seinen Blicken preisgegeben. Sie mußte es bemerkt haben, aber sie tat nichts, um ihre Blöße zu bedecken. Sie schien sich in der gefährlichen Lage, die sie geschaffen hatte, außerordentlich wohl zu fühlen. Die Warzenhöfe lagen frei, breit und rund wie die Ringe des Saturns, dick wie Oliven, braun wie Frühstückseier, umspielt vom Schmelz des Fleisches, gekrönt von dunklen Nippeln. Sein Puls raste. Als das Ziehen in der Leistengegend in ein milchiges Meer der Süße einzuschießen drohte, sprang er auf. Er lief zu der Frau, die ihn mit einem schwer zu deutenden Lächeln musterte.

»Ich empfinde große Achtung vor Ihnen, Signora Codelli. Würden Sie es mir übelnehmen, wenn ich ...« Er verstummte.

»Das Schlimmste«, sagte Mara, »sind Sätze, die nicht zu Ende gesprochen werden.«
»Ich habe nur Angst, Sie zu beleidigen.«
»Du kannst mit Angst nichts bewirken«, sagte sie ruhig. Es klang, als hätte sie ihm die Lautverschiebung bei den Holzinstrumenten erklärt.
Er liebkoste sie mit den Augen.
»Darf ich Sie ...?«
Sie lachte. »Du darfst alles, nur nicht mich berühren.«
»Ich darf Sie nicht berühren?« »Spreche ich zu leise?«
Er hätte ihr die Sterne vom Himmel versprochen, um sich zu sichern, was sie ihm auf so beunruhigende Weise in Aussicht stellte.
»Ich werde Sie nicht anfassen, Signora.«
»Gut, Jacques.« Sie stand auf und strich sich den Rock glatt, wobei sie mit dem Fingernagel ein Stäubchen vom Venushügel entfernte.
»Unsere nächste Stunde ist morgen früh um acht.«
Benommen ging der Franzose in das kleine Hotel in der Via Mazotti zurück, wo er sich für die Dauer des Studiums eingemietet hatte. Was war geschehen? Eine Frau, die so attraktiv war, daß sie jeden Mann in Venedig haben konnte, hatte vor ihm einen Teil ihres reizvollen Körpers entblößt. Sie hatte ungeheuerliche Dinge gesagt, als sie ihn bei verbotenen Taschenspielereien erwischte. Lächelnd hatte sie es hingenommen, daß er in einen beschämenden Zustand der Leidenschaft geriet. Womöglich hatte es ihr Vergnügen bereitet, wenn er sich vor ihr verströmte. War er an eine Wahnsinnige geraten, die in der Tarnung der Musikerzieherin ihre abgründigen Lüste austobte?
Aber er war wohl zu streng mit ihr, wenn er sie so verurteilte. War sie es nicht gewesen, die mit selbstverständlich anmutender Wärme zum vertraulichen »du« gefunden hatte? Mehr noch, sie hatte ihm in aller Ruhe zugehört, als er ihr seine Verehrung gestand. Allerdings, es gab etwas Unheimliches an der Leichtigkeit, wie sie mit ihm umsprang. Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte sie die Bedingungen für die Liebe festgesetzt:
»Du darfst alles, nur nicht mich berühren«.
Konnte es Liebe ohne Annäherung geben? Nach dem Bad, das die Spuren des Morgens fortspülte, ging es ihm besser. Er hatte eine Frau gefunden, die in ihrem Wesen dem Bild entsprach, das er in Nächten der Sehnsucht gemalt hatte. Ihr Körper war das Kleid, das diesem rätselhaften Wesen auf den Leib geschneidert war, runde, weiche Formen, schlanke, fließende Gliedmaßen, sanftgebräunte Haut. Der kerzengerade gezogene Scheitel führte zu einer ebenmäßigen Stirn, hinter der sich, wie Jacques inständig hoffte, die verwegensten Gedanken verbargen. Was er gehört hatte, war sehr ermutigend gewesen. Das Schönste waren ihre Augen, groß, glänzend, dunkel, von federweichen Brauen beschattet. Die Wimpern waren so lang wie die Fingernägel. Ihr Mund war eine Schleuse der Anmut, ihre Zähne weiß wie gefrorene Gischt. Der Busen ... Der junge Franzose beschloß, die Rundungen ihres Körpers für die nächsten Stunden aus seinen Gedanken zu verbannen. Es schien nicht sinnvoll, sich mit der Erinnerung an ein Wunder zu quälen, das er schon morgen in Fleisch und Blut wieder vor sich auferstehen lassen konnte.

Es war am nächsten Morgen, fünf vor acht, als Jacques vor dem Flügel Platz nahm. Von draußen waren die Schritte der Menschen zu hören, die zur Arbeit, zur Beichte, und weil sie Venezianer waren, wohl auch zu irgendeiner hübschen, halbverwesten Hure unterwegs waren. War auch Mara käuflich? Wenn nicht, warum das Wechselbad zwischen Pädagogin und Kurtisane? Fand sie ihre Befriedigung darin, sich vor ihm in aller Öffentlichkeit zu entblößen?
Sie hatte den Raum betreten, ohne daß er sie hörte. Er fuhr zusammen, als ihr Kleid seine Knie berührte.
»Bon giorno.«
Am liebsten hätte er das Wesen, das seit vierundzwanzig Stunden alle seine Gedanken aufsaugte, in seine Arme gerissen und geküßt. Aber er beherrschte sich und erwiderte ihren Gruß.
»Wir kommen heute zu Opus acht«, sagte Mara. »Die Vier Jahreszeiten, Vivaldis bekanntestes Tonwerk.«
Mit einem raschen Sprung, ohne sichtbare Anstrengung, glitt sie auf den Flügel und setzte sich. Sie zog die Beine hoch, bis der Rock nur noch ein Zelt war, das von ihren Knien getragen wurde. Sie tippte mit der Schuhspitze an das Notenbuch.
»Worauf warten Sie?«
Wäre sie mit zwei Köpfen erschienen, Jacques hätte sich nicht mehr wundern können als jetzt. Obwohl sie jederzeit gestört werden konnten, verharrte sie in einer Pose, die im Falle einer Entdeckung nur Schwierigkeiten einbringen konnte.
»In der Zeit, die Sie nutzlos verstreichen lassen, hätte Vivaldi ein mittleres Orchesterwerk geschrieben«, sage sie in seine Gedanken hinein.
Nun, er würde ihr zeigen, daß der große Italiener eigentlich nur von einem Franzosen interpretiert werden konnte. Mit Schwung griff er in die Tasten und ließ die Melodien ertönen, die hier in Venedig vor zweihundert Jahren zu Papier gebracht worden waren. Vivaldi war der Komponist des Ospedale della Pietá, des größten Klosters der Lagunenstadt, gewesen. Nach seinem Tod waren die meisten seiner Werke verschollen. Was in den Konzertsälen als die Erleuchtung der abendländischen Musik gefeiert wurde, waren zufällige Fundstücke.
All das ging Jacques durch den Kopf, während die Harmonien durch den Raum fluteten. Aus dem Grund, den er sich nicht eingestehen mochte, war er so glücklich wie noch nie in seinem Leben. Vor ihm, so nahe, daß ihre Füße die Härchen an seinen Schläfen kitzelten, saß die Frau, um die sich seit gestern sein Leben drehte. In ihren Augen loderte der Stolz des Südens. Ihr Haar war ein mit schwarzen Diamanten besetzter Mantel, der die schlanke Gestalt umfloß. Bei der Vorstellung, daß jemand ihn so mit seiner Lehrerin überraschen konnte, trat dem jungen Mann der kalte Schweiß auf die Stirn. Aber in Italien, wo alles etwas durcheinandergeht, ist das Glück mit den Liebenden, und so kam niemand, der sie gestört hätte, weder bei den Vier Jahreszeiten, noch bei der Sonate No. 14, noch bei der Ouvertüre zu Griselda, noch beim Oratorium, das Mara, als Jacques mit der kontrapunktischen Dialektik warmgeworden war, für ihren Schüler aufblätterte. Er hatte das Vivace ma non troppo hinter sich gebracht, als der reizvolle Spalt zwischen ihren Beinen einen Fingerbreit aufklaffte. Der Rock, geschoben vom Gewicht des Stoffes, glitt über die Schenkel und gab die Knie frei. Das lockende Halbdunkel ihres Schoßes kam in Sicht. Die Augen des jungen Franzosen weiteten sich. War es möglich, daß sie nichts darunter anhatte? Das Rauschen in seinen Ohren, das Echo des Blutes, war zu einem Mühlbach angeschwollen, ohne daß er sich Gewißheit verschaffen konnte.
Er erschrak, als er ihren Blick auf sich ruhen spürte, aber sie lächelte.
»Achten Sie auf den Wald.«
Im gefror das Blut in den Adern.
»Was?«
»Das Waldmotiv«, sagte sie voller Unschuld. Es war ein Hinweis, der seine Verwirrung nur noch steigerte. Was hatte das verfluchte Waldmotiv, melodische Säule der Sonaten, hier im fünften Oratorium zu suchen? Und warum war Mara so unvermittelt vom liebevollen »Du« zum förmlichen »Sie« zurückgekehrt? Sein Blick bohrte sich in die Düsternis ihrer Röcke. Das Waldmotiv. Erst als er bei seiner geographischen Ausdeutung des italienischen Musikdramas schon tief in den Abruzzen war, fiel ihm ein, daß sie ihn zu Beginn der Stunde wieder mit »Sie« begrüßt hatte.
»Würden Sie mir das mit dem Waldmotiv bitte erklären?« sagte er mit schwacher Stimme. Sie nickte, und der Fächer ihres Haars öffnete sich.
»Vivaldi hat die Harmonien nebeneinandergestellt wie die Bäume eines Waldes.« Das Tack-a-tack ihrer hohen Absätze auf dem Deckel des Flügels. »Bei keiner anderen Komposition ist dieser Grad kompositorischer Reinheit erreicht worden.« Das Rascheln ihres Kleides. »Besonders klar kommt das bei den Fis-Akkorden heraus.«
Das Beben ihres Atems.
»Und was ist mit ihrem Wald?«
»Die Verbindung zwischen den Achtelnoten, das ist das Waldmotiv.« Das Geräusch der Strümpfe, deren Nähte sich aneinander rieben. »Das Tremolo in Moll entspricht dem Klang des Waldhorns, das kann sicher auch ein Franzose heraushören.«
Sie saß nach vorne geneigt, ihre Hüften waren in greifbarer Nähe. Wie verzaubert sah sie jetzt aus. Die Spitzen des Haars berührten seine Hände. Er hob den Blick und vermeinte, jenseits der Schenkel das Mäander der

Scham zu erkennen. Er verfluchte sich. Wovor hatte er Angst? Warum nahm er sie nicht einfach in die Arme und sagte ihr, daß er sie liebte? Das Oratorium war zu Ende. Signora Codelli beugte sich vor und klappte das Notenbuch zu.

»Ich möchte Ihren Schoß streicheln«, sagte Jacques.

»Du kannst mich ansehen«, sagte sie.

»Aber ...«

Sie sah ihm in die Augen.

»Du kannst mit mir soviel Spaß haben, wie du vertragen kannst. Aber du darfst mich nicht berühren.«

Inzwischen war der junge Mann aus Frankreich nicht mehr sicher, ob er träumte oder wachte. Die schönste Frau Venedigs ließ ihn, einen mittelmäßig begabten Vivaldi-Interpreten, breitwillig an ihrem Haar schnuppern. Sie gab ihm den Duft ihrer Brüste zu atmen. Es schien ihr Vergnügen zu bereiten, daß er mit seinen unkeuschen Blicken das Rot ihrer Lippen, das Weiß ihrer Schenkel und das Schwarz ihrer Strapse trinken konnte. All das adelte sie durch ein Verbot, das ihm von Sekunde zu Sekunde rätselhafter wurde. Hatte sie ein Gelübde abgelegt, daß sie sich nie von einem Mann berühren lassen würde? Glaubte sie sich von versteckten Zeugen beobachtet? Wurde sie von ihrem Liebhaber erpreßt, der auf diese abenteuerliche Weise ihre Treue erzwingen wollte?

»Magst du mich?« fragte sie.

Er hätte jubeln mögen, als sie das sagte.

»Ich finde Sie wunderschön.«

»Willst du mehr von mir sehen?«

»Ich will ... Ich bin ... Ich liebe Sie seit dem ersten Tag.«

Ihre Mundwinkel zuckten.

»Schade, daß du nur an meinem Haar interessiert bist.«

»Das stimmt nicht! Ich bin kein . - .«

»Sag mir nicht, was du nicht bist. Sag mir lieber, was du willst.«

Was er wollte, das seiner schönen Lehrerin begreiflich zu machen, dazu fehlte Jacques der Mut, der Vivaldi beim Niederschreiben seiner tausend Tondichtungen in beneidenswertem Umfang zur Verfügung gestanden hatte. Er schüttelte den Kopf.

»Also gut«, sagte Mara. »Sprechen wir von mir. Was gefällt dir an mir am besten?«

Er starrte ihr in die Augen. »Ihr Gesicht.«

Wieder der Schimmer eines Lächelns auf den feingeschwungenen Lippen. Vor dreihundert Jahren, da war Jacques ganz sicher, wäre seine Lehrerin als die schönste aller venezianischen Hexen verbrannt worden.

»Mein Gesicht«, sagte sie nachdenklich. »Ich finde es merkwürdig, daß du nicht auf die naheliegenden Dinge achtest, die ebenso schön sind.«

Sie hatte ihren Sitz gelockert. Ihre Hand wanderte die Wade hoch, liebkoste das Knie und strich über die Schenkel, bis die Finger den Rand ihrer Scham erreichten. Lächelnd ließ sie die Rechte im nachtschwarzen Schoß verschwinden. Das sanfte Hin und Her des Handrückens verriet ihm, worum es bei diesem Versteckspiel ging.

»Kannst du dir jetzt vorstellen, welche Dinge ich meine?«

Eine Antwort auf diese unerhörte Frage hatte sich die Frau, die ihn mit dem Anblick ihrer Fingerspiele zum Wahnsinn trieb, wohl nicht erwartet. In dem Zustand, wie Jacques war, hätte er auch keinen klaren Satz hervorbringen können. Nicht nur, daß er sich die Dinge, die sie meinte, sehr gut vorstellen konnte, er konnte sie auch deutlich sehen, weil jetzt die ersten Sonnenstrahlen in den Raum fielen. Unwillkürlich mußte er schlucken. Tief in seinem Inneren kochte weißes Erz, das sich mit Urgewalt den Weg ins Freie bahnte. Was hatte das Traumgeschöpf mit den schwarzen Strapsen vor? Warum zeigte eine Lehrerin ihrem Schüler, wie sie mit ihren wunderschönen Fingern an den verborgensten Stellen ihres Körpers herumspielte? Wie durch eine Nebelwand nahm er die Schwärze ihres Schoßes wahr. Sein Blick tastete sich an den Schnallen ihrer Schuhe entlang, küßte die hohen, glänzenden Absätze, fing sich am duftenden Leder der Ferse, erstarkte an den nach oben strebenden Fesseln, umrundete die wohlgeformten Waden, raste über die sanftgewellten Hügel der Knie hinweg und blieb haften, wo sich die Strümpfe berührten. Und dann kam eine Aufforderung, die ihn elektrisierte.

»Beschreibe mir, was du siehst.«

»Ich möchte ...«

»Ich kann mir denken, was du möchtest. Ich will wissen, wie dir die Muschi deiner Lehrerin gefällt.«

Daß die Menschen in der unterentwickelten Spaghetti-Republik noch an den bösen Blick glaubten, das hatte Jacques in einem Buch gelesen. Von Pädagoginnen, die auf einer sprachlichen Würdigung ihrer Muschi bestanden, war in dem Buch allerdings keine Rede gewesen. Ohnehin hatte Jacques die Lektüre wegen der holprigen Übersetzung recht mühsam gefunden. Stecke deinen Stab in meine kleine Schwester. Die unsterblichen Geister der Französischen Akademie hatten eine merkwürdige Art, um den heißen Brei der Frau herumzugehen. Wenn ein französischer Dichter gar nicht mehr weiter wußte, sprach er von »cette petite chose la-bas«, von dem kleinen Ding unter dem Rock. Was irreführend und menschenverachtend war, weil das Ding unter dem Rock nicht immer klein und außerdem kein Ding, sondern ein lebendiges Etwas war, mit dem die eine Hälfte der französischen Bevölkerung auf die Welt kam, während die andere Hälfte von Jugend an die größten Anstrengungen darauf verwandte, das Etwas dreimal täglich mit Sinn und anderen Substanzen auszufüllen.

Aber man soll seiner Lehrerin nicht widersprechen, besonders nicht, wenn sie halbnackt und mit keuchendem Atem auf einem Steinway-Flügel von den Ausmaßen eines Güterwaggons sitzt. Und so hatte der junge Franzose die fleischgewordene Weiblichkeit, die wie ein sauber in die Astgabel geklebtes Vogelnest in Maras Schoß gebettet lag, mit den wenigen Ausdrücken beschreiben, die ihm in der italienischen Sprache zur Verfügung standen. Weil die Lehrerin ihren Auftrag, Wissen weiterzugeben, nicht auf Musik beschränkt empfand, hatte sie den Sprachschatz ihres Schülers im Verlauf der Stunde mit Bezeichungen ergänzt, die mit der nicht ganz stubenreinen Endung -accia behaftet waren und dem Selbstverständnis der mediterranen Pädagogin Rechnung trugen.

Mara kam zum Höhepunkt, als ihr Schüler das jungfräuliche Rosé des Lidostrandes beschrieb.

Ihr Schüler erlebte die Erfüllung, als Mara selten gehörte venezianische Koseworte in den didaktischen Prozeß einflocht. Es waren Worte, die an der Académie Française den Herztod des Direktoriums herbeigeführt hätten.

Für die Frage, die er zum Schluß der zweiten Stunde stellte, nahm Jacques seinen ganzen Mut zusammen.

»Darf ich das nächste Mal ihre ... Brüste beschreiben, Signora?«

Mit ihrer Antwort klopfte sie das Rätsel fest, in das sie ihn eingesponnen hatte:

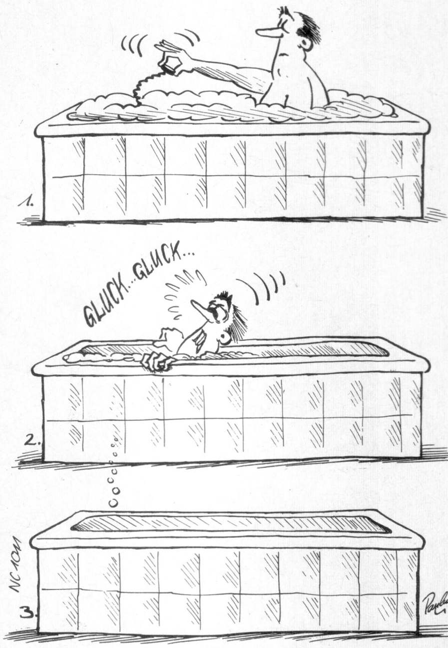
»Du darfst alles, nur nicht mich berühren.«

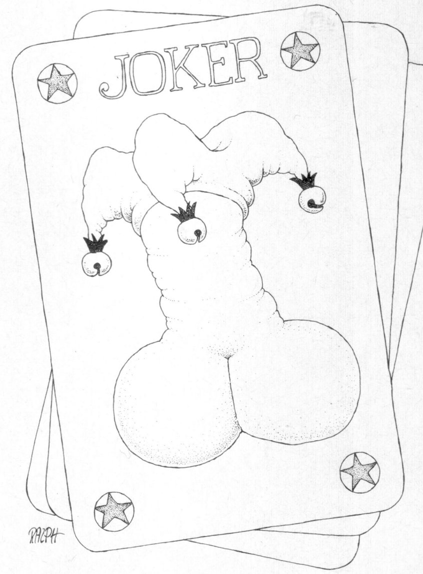
Es war heißer als sonst, als der dritte Tag aus dem Meer wuchs. Die Lehrerin trug ein Kleid, das ihre Knie freigab. Das Haar offen, sündhaft lang, glatt und schimmernd, eine einzige Bahn der Versuchung, die aber nicht in den Abgrund, sondern hinauf zu der anmutigsten Stirn dieseits der Alpen führte. Was er besonders aufregend fand, waren die in der Form einer Muschel getriebenen Ohrgehänge, die seine Lehrerin für das dritte Treffen angelegt hatte. Der junge Mann, dessen französisches Herz für die Gleichheit der Rassen schlug, fühlte sich beim Anblick an die Zigeunerinnen erinnert, die ähnlich auffälliges Geschmeide bevorzugten und den Schmuck an den unmöglichsten Stellen ihres Körpers befestigten. Natürlich hatte er ein schlechtes Gewissen, als er den Begriff Zigeunerin durch sein Zwischenhirn schleuste. In den aufgeklärten Kreisen der französischen Hauptstadt pflegte man die dunkelhäutigen Geschöpfe, die irgendwann aus Indien eingewandert waren, je nach Zwischenstation als Roma oder Sinti zu kodieren. Jacques fand, das waren Umschreibungen, die weder den wunderschönen Muscheln der Roma-Mädchen noch dem lockenden Schoß einer der Sinti-Tänzerinnen gerecht wurden.

»Heute habe ich Ihnen die Noten für das Ripieno-Konzert No. 21 mitgebracht«, begrüßte sie ihn. »Kennen Sie das Werk?«

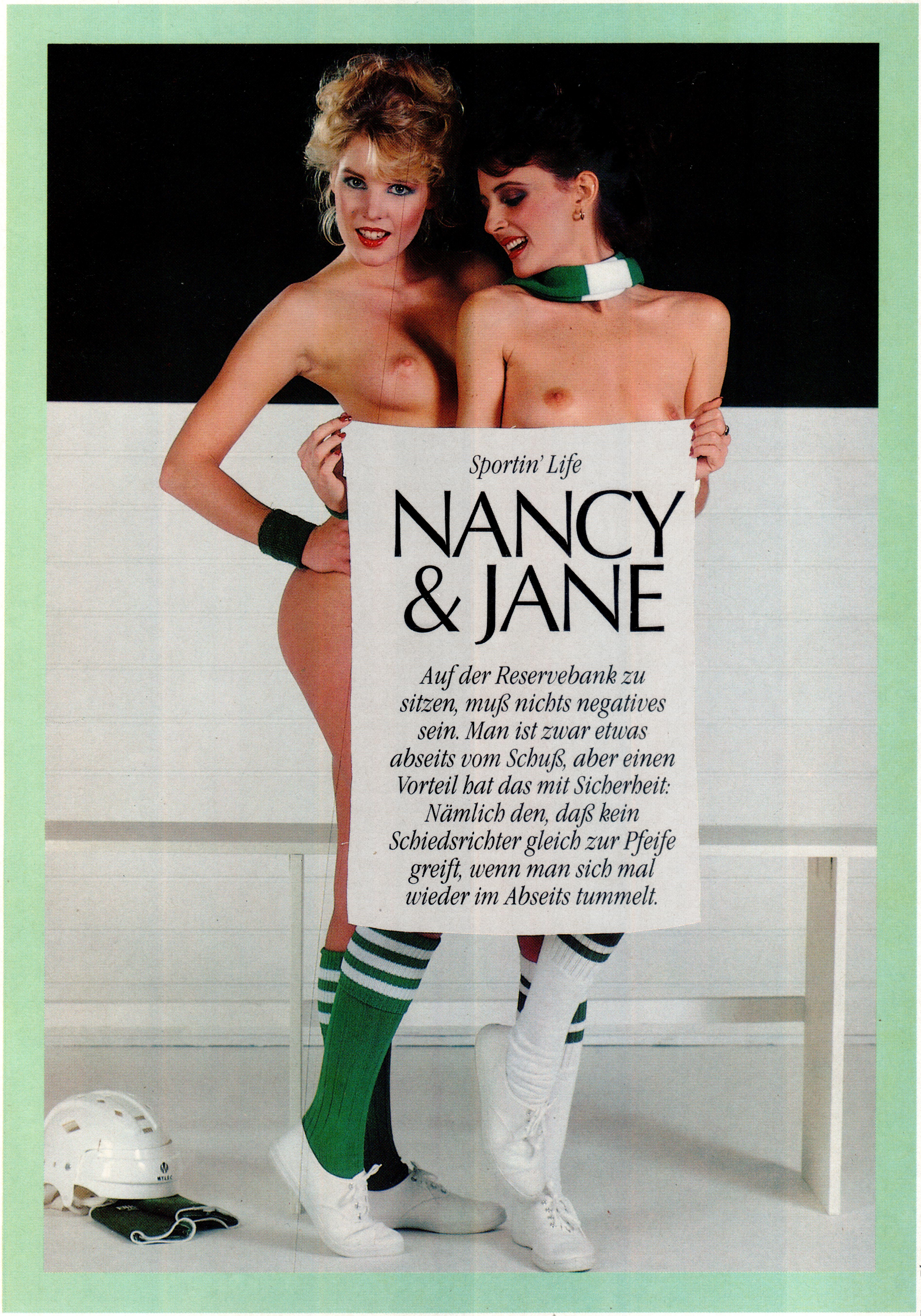
Er kannte das Werk. Aber er hatte Mühe, mit seinen Gedanken bei der Musik zu bleiben. Mara hatte sich etwas Neues ausgedacht. Statt sich halbnackt und in Augenhöhe vor ihm auf den Flügel zu kauern, hatte sie mit gespreizten Beinen über dem Notenständer Aufstellung genommen. Sie raffte die Röcke.

»Ich hoffe, die Noten sind gut zu erkennen.« Etwas wie Schwindel überkam den jungen Mann, vor dem so unvermittelt die Geheimnisse der italienischen Kontrafuge ausgebreitet wurde. Wie durch einen Schleier aus Blütenduft tauchte er in die Schönheit des Werks ein. Maras Beine waren schlank und glatt wie die Säulen, die den Markuslöwen trugen. Verbunden waren sie durch das Delta der Scham, das den Blick ins Schattenreich des Schoßes entführte.
Sie wartete, bis Jacques die vertrackten Sechzehntelnoten in den Griff bekommen hatte, dann verschränkte sie ihre Arme. Ihre Weiblichkeit, üppig geblähte Zelte, rundete sich.
»Das Ripieno-Konzert ist aus geschichteten Terzen aufgebaut.«
Sie ließ die Brüste aus dem Kleid rutschen. Ein freudiger Schreck durchzuckte den Schüler, der sich vom strengen Präludium zu den perlenden Kadenzen des ersten Satzes vorgearbeitet hatte. Eine nie gekannte süße Empfindung durchströmte seine Glieder bis in die Spitze des kleinen Zehs. Sein Rückenmark, so schien es ihm, hatte sich in eine Feuersäule weißglühender Lust verwandelt. Er hatte jetzt keinen Zweifel mehr daran, daß seine Lehrerin ihn verführen wollte. Um den Zögernden zur tätigen Nächstenliebe anzuspornen, hatte sie sich ein Hindernis ausgedacht. Noli me tangere. Du darfst mich nicht berühren. Wie aber konnte er sie lieben, wenn sie das lustvolle Tabu aufrechterhielt?
Der Schlußakkord verklang. Wie von einem Magnet angezogen, heftete sich sein Blick auf ihre schweißglänzenden Schultern. Sie hielt die stolze Fülle ihrer Brüste mit den Händen umfangen. Das Kleid gab den Arsch frei. Auf einmal sah Mara Codelli, 36, Musikpädagogin in Venedig, wie einer der freizügig dargestellten Stuck-Engel im Ospedale della Pietá aus, dem Palazzo, wo Vivaldi gelebt, geliebt, gelitten und seine fabelhaften Vier Jahreszeiten verzapft hatte. Ihr Blick war auf den großen dunklen Fleck auf seinen Jeans gerichtet. Sie näherte sie ihm, so daß er ihren Atem an seinen Wangen spüren und ihren Duft nach Salz, Sehnsucht, Sinnlichkeit und Sünde wahrnehmen konnte.
»Mache ich dich glücklich, Jacques? Macht es dir Spaß, mir zuzusehen, wie ich's mir besorge?«
Er schwieg beschämt.
Sie streichelte sich die Brüste, bis die Spitzen sich festigten. Ihre Stimme war zu einem Flüstern geworden, unwiderstehlich wie der Frühlingswind. Sie deutete auf ihre Blöße, ein trauriges Lächeln spielte um ihre Lippen.
»Bin ich jetzt so, wie du mich haben willst?«
Sie ließ ihn zusehen, wie sie sich mit sanften Gebärden ihrer Hand zur Erfüllung verhalf. Als ihre Erregung verebbt war, hob sie den Kopf.
»Hast du dich jetzt an mir sattgesehen?«
In seinen Adern tobten Glück und Verzweiflung. Verstand diese Frau denn nicht, daß er bei ihrem Anblick nicht satt, sondern von Sekunde zu Sekunde hungriger wurde? Plötzlich wurde dem jungen Franzosen bewußt, wie sinnlos alle Bemühungen waren, mit einer venezianischen Vivaldi-Expertin, die vom Alter her seine Mutter sein konnte, glücklich zu werden. Er wandte sich von ihr ab und ließ seinen Tränen freien Lauf.
Und dann spürte er ihren Atem in seinem Nacken.
»Was macht dich so traurig?«
»Ich liebe Sie, aber Sie genießen es, mit meinen Gefühlen zu spielen.«
»Es ist kein Spiel.«
»Beweisen Sie mir das.«
Ein Schatten senkte sich über ihre schöne Stirn.
»Weißt du, was du da verlangst?«
Trotzig sah er zu ihr auf. Er war das Versteckspiel leid. Er war es leid, Höflichkeiten und Andeutungen auszutauschen.
»Ich will sie f...«
»Du willst alles?«
»Ich will Sie küssen und umarmen. Ich will sie lieben. Ich will Sie berühren.«
Sie glitt vom Flügel und nahm ihn an der Hand. Sie führte ihn in einen kleinen Raum. Sie schob den Riegel vor. Sie ließ ihr Kleid zu Boden gleiten, und dann stand sie vor ihm, schwer atmend, mit Tränen in den Augen, eine nackte Göttin.
»Fammi l'ammore! Liebe mich!«
Sie trat aus der liegenden Acht und empfing ihn in ihren weichen Armen. Er erschauderte vor Lust, als er ihre Brüste an seinen Schultern spürte. In einem Taumel der Leidenschaft riß er sie zu Boden, bedeckte ihren Körper mit Küssen. Er gab ihr die Liebe zu spüren, die er seit der ersten Begegnung für sie empfunden hatte. Sie lag unter ihm und wand sich unter seinen Liebkosungen.
»Habe ich Ihnen wehgetan?«
»Tiefer!«
Mit wogenden Brüsten nahm sie seine Begierde in sich auf. Von fern war das Rauschen des Meeres zu hören, es vermählte sich mit dem Klatschen der Leiber. Als nach einer Umarmung, die zwei oder drei Stunden gedauert hatte, die Erfüllung kam, war es dem jungen Mann, als sei ein Vulkan in seinem Innersten ausgebrochen. Sie hatte ihm Mut abgefordert, er hatte sich als der Stärkere, als Mann, erwiesen. Das Verbot, das sie zu Beginn aufgestellt hatte, war vergessen, war nur noch die zerbrochene Schale einer Frucht, die er geraubt und genossen hatte.
Als er aufwachte, war er allein. Er zog sich an und ging zum Sekretariat der Akademie. Der alte Angestellte betrachtete ihm mit einem merkwürdigen Blick.
»Ich möchte Signora Codelli sprechen.»
»Das geht nicht. Die Signora hat soeben gekündigt.«
»Wo ist sie?«
»Sie hat soeben die Stadt verlassen.«
Es war ein lichtdurchfluteter Tag, und obwohl die Sonne so hoch stand, daß der Schatten der Markussäule nur einen Schritt lang war, war es angenehm kühl. Jacques ging zwischen den Zypressen entlang. Heute kein Vivaldi, dachte er er. Ich werde einen Espresso trinken. ■





TOCK! TOCK...

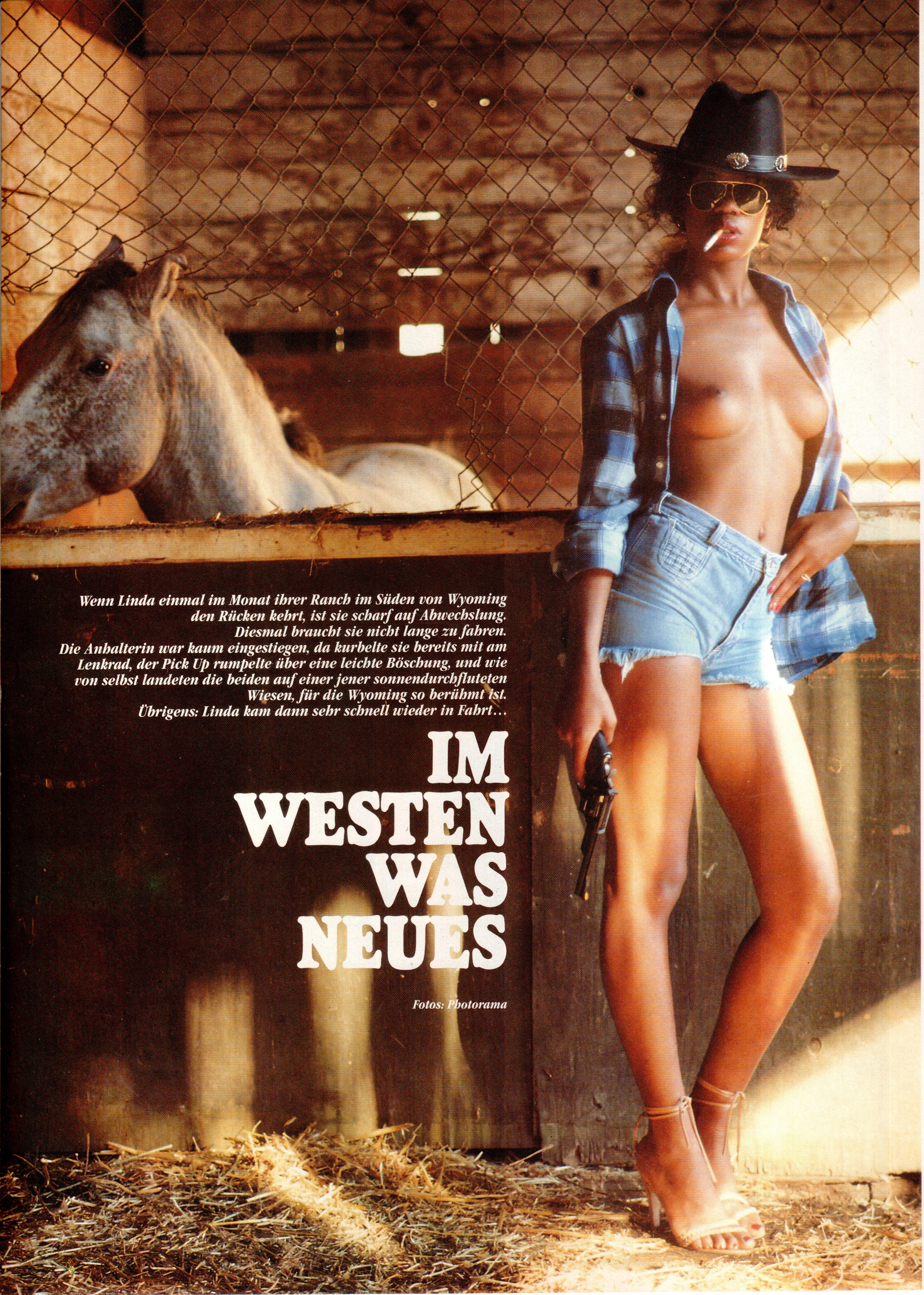


Fotos: Photorama

BAJ
BÄST I STA

AJEN
ÄST I STAN’

BAJEN
BÄST I STAN’

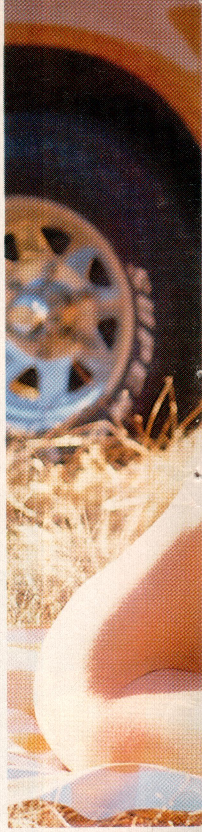


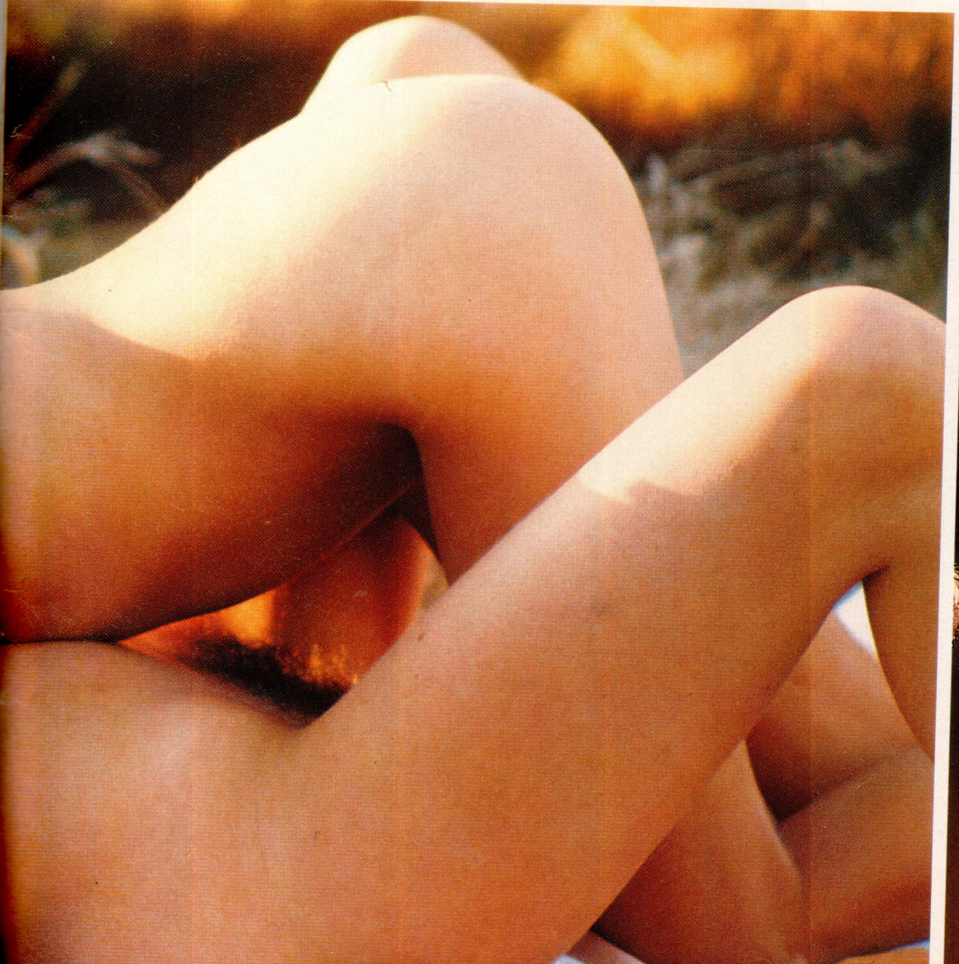
Wenn Linda einmal im Monat ihrer Ranch im Süden von Wyoming den Rücken kehrt, ist sie scharf auf Abwechslung. Diesmal braucht sie nicht lange zu fahren. Die Anhalterin war kaum eingestiegen, da kurbelte sie bereits mit am Lenkrad, der Pick Up rumpelte über eine leichte Böschung, und wie von selbst landeten die beiden auf einer jener sonnendurchfluteten Wiesen, für die Wyoming so berühmt ist. Übrigens: Linda kam dann sehr schnell wieder in Fahrt…

IM WESTEN WAS NEUES

Fotos: Photorama

SUPER-CAT
F70-14





KODAK

23A

RAUCH ZEICHEN

Kaum gelandet, schon wieder vor der Linse. Für Silvie Rauch kam's überraschend. Für die große Schwester Sybille weniger. Denn eines war klar: der Ausstieg aus dem Flieger bedeutet durchstarten für beide – und daß sich Sybille und Silvie Rauch nicht nur privat sondern auch auf der Leinwand näherkommen: Hautnahe Rauchzeichen von einem neuen Doppelpack.

In Punkto Erfolg hatte Sybille Rauch der jüngeren Silvie schon immer einiges vorraus. Das blonde Busenwunder stand für den phänomenalen Erfolg von »Eis am Stiel (3. Teil)«, die Presse jubelte »erfolgreichster Teenie-Film« aller Zeiten.

Auch ihr neuester Streifen, ein Edelporno aus dem Hause Orlowsky, brachte ihr durch die Bank nur beste Kritiken ein.

Da hatte es Silvie, die dunkle mit dem etwas kleineren Busen und den noch längeren Beinen, ein bißchen schwerer, ihre Karriere als Fotomodell ins Laufen zu bekommen. Zurück aus den Staaten nahm sich Sybille ihrer an und brachte sie prompt mit den richtigen Leuten zusammen.

Seitdem verstehen sich beide ausgezeichnet. Vielleicht auch, weil sie um den größten gemeinsamen Knatsch immer herumkamen: Die gleichen Männer haben sie nie geliebt. Silvie: »Ich mag was Knackiges, Junges, Exotisches.«

Falls Sie nun mit Ihren Hoffnungen am Ende sein sollten, warten Sie auf Sybille: »Pep soll er haben, und reif soll er sein.« Na bitte, für jeden etwas. Die Gegensätze gehen munter weiter:

Sybille, der Zwilling, gibt gerne zu, daß sie »mal so Launen hat«, wo sie auch »verrückte Sachen macht, die einem hinterher leid tun, Aussetzer halt.« Wenn's aber bei ihr mal zum Positiven aussetzt (kommt oft genug vor), dann ist sie unschlagbar. Erstaunlicherweise legt sie keinerlei Wert darauf, »auf der Straße aufzufallen, daß einem womöglich noch hinterhergepfiffen wird.«

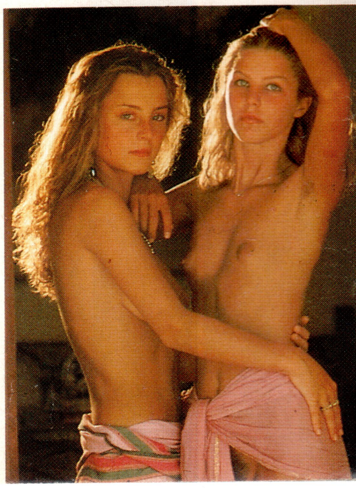
Silvies Part. Denn die war nach eigenen Worten »schon früher immer die, die gern ein bißchen provoziert hat.« Dafür hat sie bis jetzt »immer relativ langfristige Beziehungen gehabt.« Treu? »Manchmal schon. Aber ich brauche meine Zeit, bis ich einen Partner habe, mit dem ich wirklich harmonieren kann.«

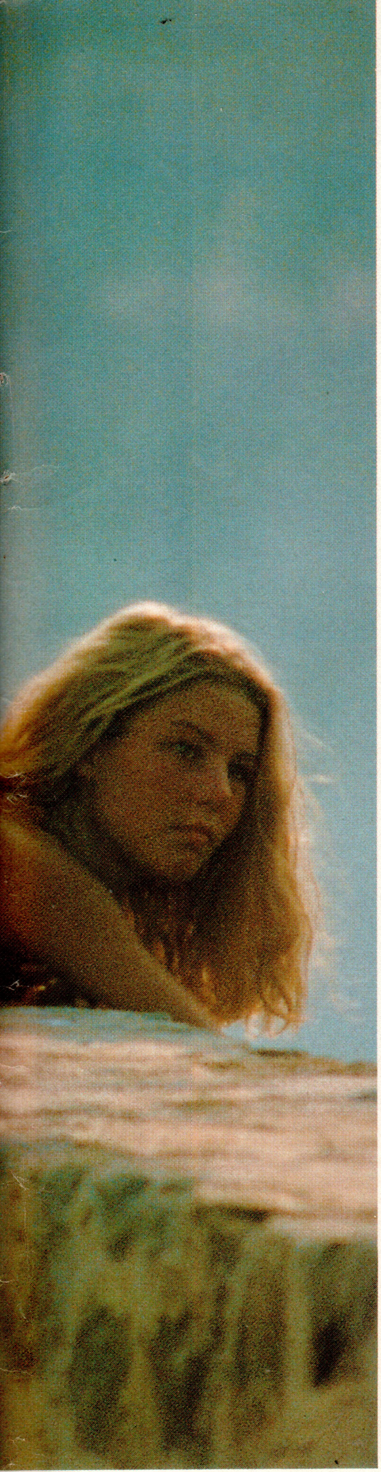
Was passiert, wenn ein sinnliches Doppelpack sich darauf verlegt hat, den Herbst in einem toskanischen Weingut zu verbringen? Stella und Sue haben es ausprobiert.

Stella & Sue

»Selbstversorgung ist zwar schön und gut«, sagt Stella, »aber mit der Zeit geht einem doch was ab.« Und Sue: »Uns fehlt zu Luft und Liebe als drittes die Lust.«
Wie wäre das zu ändern? Vielleicht mit einem Dritten im Bunde? Lachen beide: »Her mit ihm, sei er Land- oder Edelmann!«

Fotos: Lari





Ein Mädchen, das ein Verbrechen nach dem anderen verübt.

KÜSS MICH, KILLER

Ein Mann, der ihr verfallen ist.

Eine Geschichte von Rolf Jurkeit

Es hatte sanft und lautlos angefangen, unwirklich, makellos und tödlich präzise wie das Kurvenspiel eines Abfangjägers am Abendhimmel.
»Ein Campari«, sagte sie, und plötzlich war das Möwenpick am Münchener Lenbachplatz weit und hoch und dunkel, geheimnisvoll wie ein Beduinenzelt, das Tal zwischen ihren Brüsten öffnete sich, irgendwie roch die ganze Angelegenheit nach sonnenreifen Pampelmusen, nach Leder, Zimt und Frühling, und als das Mädchen ausatmete, hatte Bernd Rasmussen Gelegenheit, die weißen Halbmonde auf den Fingernägeln zu betrachten, die das goldene Kreuz in die Mitte des Busens rückten.
»Und Sie?« fragte der Barkeeper.
»Das gleiche.«
Er bekam seinen Drink und trank. Das Mädchen, das sich neben ihn gesetzt hatte, beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Sie schob ihr Glas zurück, ohne auch nur einen Schluck davon zu nehmen.
»Gehen wir?«
Er folgte ihr über rechteckige Steine aus gebranntem Ton. Sie strebte dem Ausgang zu, und das Wildleder spielte mit ihren Kniekehlen. Die Geräusche waren abgeschaltet. Bernd erinnerte sich, in einem Film von Jean Cocteau war es ähnlich zugegangen, eine Frau hatte einen Spiegel durchschritten, und im gleichen Augenblick waren die Worte in ihrem Mund erstorben. Allerdings war das hübsche Geschöpf im Film dunkelhaarig gewesen. Das Mädchen aber, das ihm den Wagenschlag aufhielt, war blond. Er schätzte ihr Alter auf 22. Sie war fast so groß wie er. Feste, hoch angesetzte Brüste, ein breiter Gürtel, der die Fältchen der Bluse vereinnahmte, ein Arsch, der die Nähte des rehbraunen Rocks weitete, und Schenkel, die sich wie glänzende Pleuelstangen im Widerlager des Schoßes bewegten.
Sie ließ den Wagen an und fädelte sich in den abendlichen Verkehr ein. Inzwischen ärgerte er sich, daß er an der Bar kein Gespräch mit ihr begonnen hatte.
»Ich heiße Yenta«, sagte sie.
Er kam sich schuldig vor. Sehr geschickt hatte er sich bei der merkwürdigen Begegnung wirklich nicht verhalten.
Ich hätte Helga eine Nachricht hinterlassen müssen.
»Ich hoffe, Sie waren mit niemand verabredet«, sagte das Mädchen.
»Nein«, log er und haßte sich für seine Feigheit. Er würde Helga erklären, daß er sich beim Sender verspätet hatte. Das Attentat auf Außenminister Shultz, da war es doch logisch, daß die Voice of America Überstunden machte. Wenn Helga ihm das nicht abnahm ... Zum Teufel noch mal, was hatte er eigentlich in diesem Auto mit Liechtensteiner Kennzeichen zu suchen? Welche Macht besaß das fremde Mädchen über ihn, daß er seine Freundin, die verläßliche und überschaubare Helga, für sie sitzenließ?
Sie war in die Parkbucht vor dem Hauptbahnhof eingebogen und lehnte sich zu ihm. Gerbsäure und Limonen, der Hautgout ihrer Strapse und der frische Duft ihres schulterlangen Haars, all das vermischte sich zu einer unsichtbaren Wolke, die seine Sinne benebelte.
»Würden Sie meinen Koffer aus dem Schließfach holen?«
Das Mädchen, das sich Yenta nannte, reichte ihm einen Schlüssel. Im Widerschein der Neonleuchten war die Nummer zu erkennen: 663.
Er stieg aus und betrat die Schalterhalle. Er umrundete eine Vierergruppe Polizisten und wich einem Stadtstreicher aus, der auf ihn zustolperte, und fand das Schild »Zu den Schließfächern«. Der Koffer, den er aus dem Fach zog, wog 20 oder 30 Kilogramm, ein Vuitton-Modell, dessen lederne Lasche mit einem kleinen Vorhängeschloß gesichert war. Yenta hatte eine der hinteren Türen geöffnet, sie half ihm, das Gepäckstück auf dem Rücksitz zu verstauen.
»Reif fürs Hotel«, sagte sie, als sie auf den Mittleren Ring eingebogen war. Sie schien es selbstverständlich zu finden, daß er sie auf dieser Fahrt begleitete.
Vor dem Hilton im Tucherpark angekommen, stellte sie den Motor ab. Ihre Hand streifte sein Kinn.
»Es ist gut, daß wir uns begegnet sind«, sagte sie. Ihre Stimme klang heiser, er konnte ihren Herzschlag heraushören. Der Türsteher des Hotels hatte die Wagentür geöffnet. Sie sah Bernd an und schürzte die Lippen. »Worauf wartest du?«
Er stand in der Halle, während Yentas Gepäck hereingetragen wurde, auch das aus dem Kofferraum. Er sah, wie sie mit dem Träger sprach. Nur ein Teil der Koffer sollte aufs Zimmer gebracht, der Rest im Gepäckraum aufbewahrt werden.
Sie trat an den Schalter.
»Mr. und Mrs. Kennan, wir haben reserviert.«
Die Suite hatte zwei breite Betten, es roch nach Chlorophyll und elektrisch befeuchtetem Staub. Yenta warf ihre Jacke über den Sessel. Sie öffnete das Bad. Als das Licht aufzuckte, wandte sie sich um. Erst jetzt sah er, wie schön sie war. Jochbögen, deren Schwung an das Flügelpaar des Friedensengels erinnerten. Nur daß diese Frau alles andere als friedlich war. Die Wangen waren gerötet, sie wirkte gehetzt.
»Ich werde duschen.« Ihr Blick glitt durch den Raum. »Hast du eine Ahnung, wo ich meine Zeitung hingelegt habe?«
Seine Suche endete ohne Ergebnis. »Dann habe ich Zeitung unten in der Halle liegenlassen«, sagte Yenta. »Bist du so nett?«
Er ging hinunter, fand die Zeitung und kehrte in die Suite zurück. Als er den Vorraum durchquerte, legte Yenta den Telefonhörer auf die Gabel zurück. Sie nahm die Zeitung entgegen und lächelte.
»Wenn's dich nicht gebe, müßte man dich erfinden.«
Er kam sich plötzlich wie ein Schuljunge vor. Er liebte ihre Lippen, aber er haßte die Grübchen in ihren Mundwinkeln. Er sehnte sich danach, die Weichheit ihrer Brüste zu berühren, aber er fürchtete die Glätte ihrer Stirn.
»Machst du mir den Reißverschluß auf?« Er half ihr aus dem Kleid. Ein schwarzes Mieder kam zum Vorschein, darunter das Weiß der Schenkel und die Nähte der Strümpfe, die wie verkrustete Blutspuren zu den Fersen strebten.
Sie schlüpfte ins Bad. Er legte sich aufs Bett und las.
Sie war lautlos aus dem Bad zurückgekehrt, die Spuren der Dusche auf den Schultern. Das Badetuch ließ die Brüste frei. Sie kniete sich zu ihm, das Haar netzte seine Wangen.
»Zieh dich aus.« Er tat, was sie sagte. Die Scham, daß sie ihn im Dunkeln tapsen ließ, hatte einer Erregung Platz gemacht, die Bernd sich nicht erklären konnte. Aus irgendeinem Grunde genoß er die Unsicherheit, die sie ihm einflößte.
Er zog das Laken über sich. Yenta hatte das Licht gelöscht, er konnte sie atmen hören. Nach einer Weile verstummte das Geräusch. Er spürte ihre Lippen an seinen Schultern, die unerwartete Liebkosung war wie ein warmer Gewitterregen.
»Du bist Journalist, stimmt's?«
»Ich schreibe die deutschsprachigen Sendungen bei der Voice of America.«
»Hast du auch einen Namen?«
»Bernd Rasmussen.«
»Klingt norwegisch. Dabei siehst du wie ein Südländer aus.«
»Magst du Südländer?«
»Ich mag Menschen, die verstehen, worauf es ankommt.«
»Und worauf kommt es an?«
»Das sage ich dir, wenn es soweit ist.«
Die Nacht war violett und schwül, das Rauschen des Verkehrs drang durch die Doppelfenster, und wenn Bernd ganz fest die Augen schloß, konnte er sich das Lächeln auf Yentas Lippen vorstellen. Am liebsten hätte er sie am Schopf gepackt und links und rechts geohrfeigt. Stattdessen fragte er: »Bist du in Liechtenstein zu Hause?«
»Ich bin überall zu Hause.«
»Kommst du oft nach München?«
»Auf Geschäften.«
»Und was für Geschäfte sind das?«
»Ich weiß nicht, ob sie dir gefallen würden.« Ihre Zunge hatte seine Ohrmuschel erreicht. Er spürte, wie sein Blut zu kochen begann. Als Yentas Fülle seine Wangen berührte, wurde er von einem wohligen Schauder eingehüllt, der sich wenig später im Filter seines Geschlechts sammelte.
»Soll ich's dir sagen?«
»Ist nicht so wichtig«, wiegelte er ab. Ihre Finger schoben sich unter die Bettdecke, und dann fühlte er ihre Nägel an seinen Lenden, glatt und rund wie geschliffener Marmor.
»Du mußt noch viel lernern«, sagte sie leise. »Was ein Mensch tut, ist viel wichtiger als das, was er sagt. Der Unterschied heißt Lüge.«
Er war jetzt so erregt, daß er sich nicht länger beherrschen konnte. Was interessierte ihn, was diese Frau beruflich trieb? Er wollte sie in seinen Armen halten und den Bogen ihrer Lippen mit seinen Küssen schließen. Er riß sie an sich, aber sie entzog sich ihm.
»Du willst mit mir schlafen und weißt nicht einmal, wer ich bin.«

»Yenta, ich liebe dich.«
»Wenn du mich liebst, mußt du warten lernen.«
»Warten auf was?«
»Auf den richtigen Zeitpunkt.« Sie barg ihren Kopf an seinen Schultern. »Wir werden uns wiedersehen.«
»Wiedersehen?«
»Heute bekommst du nur einen Vorgeschmack«, sagte Yenta. »Oder mag mein Junge keine Vorspeise?«
»Ich weiß nicht, was ich denken soll.«
»Wer weiß das schon.«
Ihre Hand hatte seinen Schaft erreicht. Mit einer wiegenden Bewegung der Finger schürte sie seine Begierde. Sie hielt inne, wenn das Feuer aufloderte. Sein Gefühl für die Zeit verlor sich in der Nacht, auf einmal war er wieder der verlegene, ungelenke »Kraut«, der von den Studentinnen der Columbia Universität belächelt wurde, die Schatten der Bäume an der Zimmerdecke schlossen sich zur Silhouette des Central Parks zusammen, ein Windhund tobte über den Rasen, geführt von einer kühlen Schönheit, die das Tier an einer langen Leine in der Runde laufen ließ. Der Rüde beschleunigte sein Tempo, und in der Miene seiner Herrin spiegelte sich Genugtuung.
Bernd fuhr aus seinen Träumen hoch, als seine Erregung auf einen großen, unendlich süßen Höhepunkt zusteuerte. Yenta war über ihm, und als sie das Zucken seines Mundes gewahrte, öffnete sie den Korb ihrer Finger. Die Woge hatte den Deich benetzt und flutete zurück.
Seine Enttäuschung war grenzenlos. Hinter Yenta war das fahle Grau des Morgens zu erkennen. Sie küßte ihn auf den Mund, dann löste sie sich von ihm.
»Von einer Vorspeise soll man nicht zuviel essen«, sagte sie und lachte. Sie stand auf. Er lag da und vermochte sich nicht zu rühren. Wie in einem Alptraum beobachtete er, wie sie sich anzog.
»Auf Wiedersehen, Bernd.«
»Warum gehst du?«
»Ich habe zu tun.« Sie nahm das Telefon ab, um den Träger aufs Zimmer zu beordern. Als sie die Anweisung gegeben hatte, beugte sie sich über das Bett. Ihre Wärme war um ihn, die Flut ihres Haars und das Hoffnungsblau ihrer Stimme. »Du kannst mich haben, wenn du's richtig anfängst.«
»Liebe mit Bedingungen?«
»Die Bedingung ist, daß du mich liebst, wie ich bin«, sagte sie. »Ich möchte, daß du warten lernst und daß du meine Ziele billigst.« Sie zog ein Kärtchen aus ihrer Handtasche. »Sag mir deine Telefonnummer.« Sie notierte die Nummer, die er ihr nannte.
»Wann wirst du anrufen?« fragte er.
»Ich weiß noch nicht«, sagte sie, und die Morgenröte schimmerte in den Haarsträhnen, die ihre Wangen bedeckten. »Aber eines solltest du wissen. Ich werde nur ein einziges Mal anrufen. Wenn du dich nicht beim ersten Mal meldest, werden wir uns nie wiedersehen.«
Er hatte sich in aller Eile angekleidet und folgte ihr in die Hotelhalle. Er stand dabei, als der Träger ihr Gepäck im Wagen verstaute. Der Koffer, den Bernd aus dem Schließfach geholt hatte, war nicht dabei.
»Ein Koffer fehlt«, sagte er.
»Nicht daß ich wüßte«, entgegnete Yenta.
Ehe er noch etwas hinzufügen konnte, startete sie den Motor. Bernd blieb allein zurück. Er sah dem Auto nach, bis das Kennzeichen zu einem weißen Punkt zusammengeschrumpft war.
Er winkte ein Taxi heran, stieg ein und nannte das Ziel der Fahrt, seine Wohnung. Der Fahrer hatte das Radio eingeschaltet. Frühnachrichten. Auf einen General der amerikanischen Streitkräfte, die in der McGraw-Kaserne untergebracht waren, war ein Sprengstoffanschlag verübt worden. Der General und sein Fahrer waren bei diesem Anschlag ums Leben gekommen. Von den Tätern, so der Sprecher, fehlte jede Spur.
Drei Wochen waren verstrichen. Vergeblich hatte er versucht, Yenta aus seinem Gedächtnis zu verbannen. Zu der Wut, die er auf sie empfand, hatte sich Angst gesellt. Das Schließfach, der Koffer, die merkwürdigen Andeutungen, als er sie nach ihrem Beruf gefragt hatte, das alles waren Steinchen in einem Mosaik, das zusammenzusetzen er nicht den Mut aufbrachte.
Es war an einem Samstagnachmittag, als das Telefon klingelte. Hastig nahm er ab.
»Bernd?«
»Yenta?«
»Ich brauche deine Hilfe.«
»Was ist passiert?«
Sie ließ die Frage unbeantwortet.
»Wir treffen uns morgen abend in Frankfurt.«
»Aber ...«
»Im Airport Hotel, in der Lobby. Ich erwarte dich um sieben. Ich liebe dich.«
Es klickte. Sie hatte aufgelegt.
Sie kam durch die Drehtür, als der Zeiger der Uhr auf sieben rückte. Sie trug ein weißes Kostüm, schwarze Strümpfe, weiße Schuhe. Sie hielt eine Reisetasche in der Hand.
Er umarmte sie.
»Ich habe mir Sorgen um dich gemacht.«
»Du brauchst dir um deine kleine Hure keine Sorgen zu machen.«
»Am Telefon klang es so, als ob du in Gefahr schwebst.«
»Ich schwebe in Gefahr, seit ich denken kann, und ich hoffe, das bleibt so.« Sie nahm ihn am Arm. »Laß uns einchecken.«
Sie wurden auf das Zimmer geführt, und Yenta entkleidete sich. Er saß im Sessel und sah ihr zu. Als sie seine Blicke auf sich spürte, hob sie den Kopf.
»Du hast wahrscheinlich ganz vergessen, wie ich nackt aussehe.«
»Ganz im Gegenteil. Ich erinnere mich so genau, daß ich dich malen könnte.«
»Du sollst mich aber nicht malen, Bernd. Du sollst mich vögeln.«
Er war nicht sicher, daß er sie richtig verstanden hatte. Wenn sie wirklich meinte, was sie da sagte, warum hatte sie ihn drei Wochen zappeln lassen?
Sie hatte ihr Mieder aufgehakt und bot ihm die Nacktheit ihrer Brüste. Die Schultern und Arme waren gebräunt.
»Warst du im Urlaub?« fragte er, um seine Erregung zu überspielen.
»So was ähnliches«, sagte Yenta. Sie ließ den Slip zu Boden gleiten.
Er trat zu ihr und nahm sie in die Arme. Er küßte sie.
»Ich bin sehr glücklich, daß du mich angerufen hast.«
Sie entwand sich ihm. »Du sollst deine kleine Schlampe nicht vor dem Morgen loben.« Sie nahm ein Kleid aus ihrer Reisetasche. Sie trat vor den Spiegel, um sich das Kleid überzustreifen.
Sein Mut sank. »Ich dachte, wir wollten ...«
»Du kannst mich hernehmen, nachdem du mir geholfen hast.«
»Klingt sehr geheimnisvoll.«
»Und ist doch so einfach.« Sie griff in die Reisetasche und brachte ein Schulterhalfter zum Vorschein. »Zieh dir das an.«
»Und dann?«
»Dann steckst du diese Waffe in das Halfter.« Sie gab ihm einen 38er Colt. »Du kennst dich aus, hoffe ich.«
»Ich habe bei der Voice of America mal einen Schießkursus belegt. Ich verstehe nur nicht, was ich in diesem Aufzug soll.«
»Du wirst mich zu einer Verabredung begleiten.«
»Was für eine Verabredung?«
»Ich habe eine Lieferung zu übernehmen, da ist es immer gut, wenn man nicht allein ist.«
»Eine Lieferung?«
»Bist du so naiv, oder stellst du dich nur so?«
»Drogen?«
»Der Kandidat hat hundert Punkte.«
»Mit Drogen möchte ich nichts zu tun haben.«
»Aber mit mir möchtest du was zu tun haben.«
Sie warf sich auf das Bett und bürstete sich das Haar. In ihrem Slip war der blonde Wald zu erahnen. Ihre Lippen formten sich zu einem Schmollmund. »Ich finde es langweilig, wie du den guten Bürger 'raushängen läßt.«
»Für wen sind die Drogen bestimmt?«
»Für die amerikanische Armee. Dachtest du, ich verteile das Zeug an die Apotheken?«
»Und wer ist der Lieferant?«
»Du wirst ihn heute abend kennenlernen. Ein Spanier, der außerdem mit Waffen handelt. Stammbaum bis zurück zu Karl dem Fünften.«
»Ich verstehe nicht, warum du so etwas machst.«
»Das ist auch nicht notwendig. Du hast gesagt, du liebst mich. Wenn das stimmt, wirst du mir bei der Operation Feuerschutz geben.«.
Das Treffen mit dem Spanier fand in der Tiefgarage des Frankfurter Rhein-Main-Flughafens statt. Yenta hatte ihren Wagen auf dem Parkdeck B einrangiert, als gegenüber die Scheinwerfer eines Volvo aufflammten. Die Tür des anderen Wagens wurde geöffnet. Eine schlanke, sehnige Gestalt wurde sichtbar.
»Komm«, sagte Yenta.
Sie überquerten den ölgetränkten Estrich.
Der Spanier stand an das Auto gelehnt und massierte seine Fingerknöchel.
»Wieviel haben Sie?« fragte Yenta.
»Achtzig Kilo«, kam die Antwort.

»Reinheitsgrad?«
»Die Analyse ist von Alonso. Er sagt, es gibt in ganz Europa kein besseres Heroin als dieses. Haben Sie das Geld dabei?«
Yenta nickte. »Bevor ich Ihnen das Geld gebe, möchte ich eine Stichprobe machen.«
»Das ist nicht üblich.«
»Es interessiert mich nicht, was üblich ist. Ich will wissen, was ich kaufe.«
Der Spanier deutete in den Fond seines Wagens. Yenta ging um den Volvo herum und öffnete die rückwärtige Tür. Sie zog das Tuch fort, das den Stapel bedeckte, und hatte eines der Pakete aufgeschlitzt, als Bernd den FN-Revolver in der Hand des Spaniers gewahrte. Er zog die Waffe, bevor der Spanier abdrücken konnte. Yenta tauchte aus dem Inneren des Wagens auf. Sie warf einen verächtlichen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt des Mannes, der ihr nach dem Leben getrachtet hatte.
»Wir setzen ihn ans Steuer«, sagte sie ruhig.
»Faß mit an.«
Bernd half ihr, die Leiche auf dem Fahrersitz zu postieren. Er erschrak, als in der Betonschnekke die Lichter eines Autos erschienen.
»Was nun?« flüsterte er.
»Wir laden die Ware um«, sagte Yenta. »Ein Mord muß sich lohnen.«
Zwei Stunden später hatten sie das Heroin dem Dealer übergeben und kehrten ins Hotel zurück. Auf dem Rücksitz lagen zwei Aktenkoffer voller Geldbündel.
Sie betraten das Zimmer. Yenta schob den Riegel vor.
»Ich bin heiß drauf, Bernd. Ich bin spitz auf dich, seit ich gesehen habe, wie du den Spanier fertiggemacht hast.«
Ein Schauder kroch über seinen Rücken.
Wie konnte das Mädchen jetzt an den blutigen Mord denken?
Sie stand an die Wand gelehnt und schob sich den Rock hoch.
»Mach's mir.«
Ihre Lippen fanden sich. Bernd küßte das Mädchen, das der Vereinigung entgegenfieberte, auf die Blöße der Schultern, sein Mund glitt zu den prallen Halbkugeln ihrer Brüste, umrundete die Warzenhöfe, liebkoste den Nabel und drang von dort zum feuchten Vlies ihres Schoßes vor. Beglückt nahm er wahr, wie Yenta sich seiner tastenden Zunge öffnete. Sie jubelte, als er den Druck verstärkte, und dann zeigte ihm das hastiger werdende Keuchen, daß sie sich der Erfüllung näherte. »Liebe mich«, flüsterte sie, »gib mir deine Liebe.« Er ließ sie die Glut spüren, die sich in ihm angesammelt hatte, bedeckte ihr Gesicht mit Küssen und kam zum Höhepunkt, während Yenta sich unter seinen Stößen wand und den Tau ihrer Leidenschaft verströmte.
Seit drei Monaten lebten sie zusammen. Bernd hatte Yenta nach Kolumbien begleitet, wo sie Kokainbase kaufte. Er fuhr mit ihr nach Belgien, wo sie ein Waffengeschäft einfädelte. Längst hatte Bernd es aufgegeben, hinter Yentas Handlungen ein Motiv ausmachen zu wollen. Sie verband ihre Zuwendung mit der Bedingung, daß er ihre Taten kritiklos hinnahm, drohte ihm, wenn er wankelmütig wurde, lobte ihn, wenn er alle moralischen Maßstäbe außer Acht ließ. Irgendwo in seiner Seele, das spürte er, gab es noch einen privaten Bereich, der sich vor den unentschuldbaren und grausamen Aktionen seiner Geliebten abschottete. Wie lange der Wall, den er errichtet hatte, der Sturmflut aus Haß und Menschenverachtung standhalten würde, das wußte er nicht.
Die Früchte des Bösen reiften, als Yenta von arabischen Fundamentalisten einen Auftrag erhielt, der sie und ihren Freund nach Spanien führen würde. Eine Radarstation der Amerikaner sollte in die Luft gejagt werden, eine Aufgabe, die das blonde Mädchen mit Bravour löste.
Wenn sie in seinen Armen einschlummerte, dachte er an Helga, die Freundin, mit der er gebrochen hatte. Damals hatte es in seinem Leben so etwas wie gut und böse gegeben, Begriffe, die nicht davon abhängig waren, ob die Tat einem Vor- oder Nachteile einbrachte. Binnen weniger Monate war das Gerüst aus Werten zertrümmert worden. Übriggeblieben war ein schlüpfrigdumpfes Wohlgefühl, das in der Macht über das Leben anderer gipfelte.
Es war in Spanien, wo Bernd und das Killermädchen einen längeren Urlaub verlebten. Der Wirbel um den Anschlag auf die Radarstation hatte sich gelegt. Als Täter wurden Palästinenser vermutet. Daß ein Mädchen aus Deutschland dahintersteckte, das konnte sich keiner der zahlreichen Spezialisten vorstellen, die mit der Aufklärung des Falles befaßt waren.
Sie aßen in einem französischen Restaurant am Strand von Benidorm, als Yenta sich zum erstenmal nach Bernds früheren Freundinnen erkundigte.
»Freundinnen? Ich hatte nur eine einzige.«
»Ich wette, du besuchst sie, wenn wir wieder nach München kommen.«
»Das wäre nicht ausgeschlossen. Wir haben ja keinen Streit miteinander.«
»Wie heißt sie?«
»Helga.«
»Und wie ist sie?«
»Sehr angepaßt. Ein Mädchen, das sich zehnmal am Tag fragt, ob sie vielleicht in der Kleidung oder im Benehmen von der Norm abweicht.«
»Wo habt ihr euch kennengelernt?«
»Im Sendegebäude der Voice of America. Sie arbeitet heute noch dort.«
Der Monat, der dieser Unterhaltung folgte, war mit Vorbereitungen angefüllt, deren Sinn Bernd verborgen blieb. Yenta empfing Kuriere, bestellte Waffen, eröffnete Konten. Anders als sonst bezog sie ihn in die Aktivitäten nicht ein.

Der Herbst begann. Sie hatten eine Wohnung in den Bergen über Alicante gemietet, der Blick ging auf das Meer, irgendwo im Dunst lag Mallorca, dahinter die Alpen und jenseits der Alpen München. Der Name kam in den Telefongesprächen, die Yenta führte, recht oft vor. Und dann kam der Tag, wo Bernd in der Zeitung den Bericht über das Sprengstoffattentat auf die Voice of America las. In der Cafeteria des Senders war eine Bombe versteckt worden. Ein Schreck durchzuckte ihn, etwas wie Erinnerung, Wehmut, Bedauern. Er wartete, bis Yenta die Wohnung verlassen hatte, dann wählte er Helgas Nummer an. Es war am frühen Morgen, die Zeit, wo sie zu Hause sein mußte. Der Ruf ging durch, niemand nahm ab. Bernd war sicher, daß seine frühere Freundin bei dem Anschlag getötet oder schwer verletzt worden war.

Schluß mit Yenta dachte er. Sie hat mich in einen Menschen verwandelt, der keine Achtung mehr vor sich selbst hat. Wie sonst hätte ich zulassen können, daß sie einen Anschlag auf meine frühere Freundin vorbereitet? Ich habe es die ganze Zeit geahnt, aber ich habe nicht den Mut gehabt, die Tat zu verhindern.
Es war Mittag, als Yenta aus Alicante zurückkehrte. Sie war bester Laune, sie hatte eingekauft.
»Willst du meinen neuen Bikini sehen?«
»Yenta, ich muß mit dir sprechen.«
»Ich muß mich nur rasch umziehen, dann komme ich auf die Terrasse.«
Warten. Es war die gleiche Stimmung wie in den drei Wochen, die zwischen dem ersten und dem zweiten Treffen vergangen waren. Ein kribbelndes Gefühl in der Magengrube. Das Gefühl, daß alles, was dieses Mädchen tat, falsch und verlogen war, und der unsinnige Wunsch, mit Leib und Seele in diese Falschheit und Verlogenheit einzutauchen.
Sie hatte sich umgezogen. Der Bikini stand ihr wirklich gut. Schwarz war, wenn Yenta es trug, nicht die Farbe des Todes, sondern das Symbol verbotener Lust. Sie selbst war es, die vor ihm Hindernisse aufrichtete und wieder abbrach.
»Bernd, würdest du mich eincremen?«
»Ich möchte erst ...«
»Die Creme ist dort drüben. Du mußt mir erst das Oberteil aufhaken, hörst du.«
»Ich wollte ...«
»Ich weiß, daß du beim Einreiben gern meine Brüste berühren würdest, Bernd, aber das erlaube ich dir nicht. Brüste und Muschi sind tabu.«

Sie musterte ihn mit freundlicher Besorgnis. »Bist du sicher, daß du dich beherrschen kannst?«
»Jetzt hör' mir bitte einmal zu, Yenta. Du bist schuld, daß ...«
»Daß wir zuviel Sex machen? Da haben wir wahrscheinlich beide ein bißchen Schuld dran, aber du hörst ja, ich will mich bessern. Kannst du etwas fester reiben, sonst kitzelt es so.« Sie küßte ihn.
»Vielleicht nimmst du überhaupt besser Öl über die Brüste ...«

Die Kopfschmerzen, unter denen Bernd in den letzten Monaten litt, waren fort, wie weggeblasen. Vorhin hatte er einen Gedanken verfolgt, der ihm jetzt nicht mehr einfiel. Es hatte mit einem Vornamen zu tun. Ein weiblicher Vorname. Ob die Tochter des Gärtners Namenstag hatte? Er würde sich solche Dinge künftig aufschreiben. ■